Preußische Allgemeine Zeitung

Das Ostpreußenblatt

Nr. 22 – 3. Juni 2006 | Unabhängige Wochenzeitung für Deutschland | C5524 - PVST. Gebühr bezahlt



Wie ein Wink des Himmels: Wenn es Zufall war, dann wohl im Sinne Albert Schweitzers, der einst meinte: „Der Zufall ist das Pseudonym, das der liebe Gott wählt, wenn er inkognito bleiben will." In diesem Sinne „zufällig" tat sich der wolkenverhangene Himmel über Auschwitz auf, just in dem Moment, da Papst Benedikt XVI. sein Versöhnungsgebet sprach. Ein prächtiger Regenbogen, das lebenspendende Licht der Sonne, gebrochen in den Farben des Friedens, erschien und blieb lange stehen, wie um den Worten des Heiligen Vaters noch mehr Glanz zu verleihen – Worte, die der schicksalsschweren Vergangenheit gerecht wurden, aber auch über den Tag hinaus in die Zukunft wiesen. Dieser Besuch in Auschwitz war der emotionale Höhepunkt einer Pilgerreise, die den deutschen Papst auf den Spuren seines Vorgängers durch dessen Heimat führte – und auf der über drei Millionen Menschen begeistert seinen Weg säumten. (Siehe Leitartikel rechts sowie Bericht auf Seite 2) Foto: AP

Und weiter wie gehabt

Das »Fortentwicklungsgesetz« zu Hartz IV – Dauerreformzug ins Chaos

Gesetze sind wie Kinder – sie tragen ambitionierte Namen, sorgfältig von den Eltern ausgewählt. Die rot-grüne Sozialgesetzverheißung brachte es darin zu wahrer Meisterschaft, siehe „Agenda 2010". Der Nachwuchs entwickelt sich jedoch nicht wie gehofft. Darum heißt die aktuelle Reform der Reform schlicht „Fortentwicklungsgesetz". Dieser zweite Anlauf zu einem Erfolg des Sozialgesetzes Hartz IV (Arbeitslosengeld II) ist nun Meßlatte für den Realitätssinn der Großen Koalition.

Man sei sich einig, verkündete CDU/CSU-Fraktionschef Volker Kauder am Montag zum Thema Fortentwicklungsgesetz. Und zwar vor allem darin, daß noch weitere Änderungen folgen müßten. Kurz zuvor war nur davon die Rede, daß man Nachbesserungen „prüfen" müsse. Lange ist um Hartz gestritten worden, von Januar bis April stiegen die Kosten dramatisch. Die Arbeitsagenturen verteilten in dieser Zeit über eine Milliarde Euro mehr Arbeitslosengeld II als im Vergleichszeitraum des Vorjahres. Kam die politische Einsicht als Schnellschuß? – „Kleinere Reformen", so nannte der SPD-Vorsitzende Kurt Beck die neuen Beschlüsse. Jeder Koalitionär mißbraucht die unumgängliche Schau ins Innerste der rot-grünen Sozialgesetzgebung zur Erfolgsbilanz. Natürlich wird jetzt alles besser (CDU), natürlich war schon vorher alles bestens (SPD).

Die aktuellen, tatsächlich kleinmütigen Reformen sind allein der Not geschuldet: Hartz IV spart im Vergleich zur früher getrennten Arbeitslosenhilfe und Sozialhilfe nichts ein, sondern verpulvert zusätzliche Milliarden, die kein verantwortlicher Politiker mehr ausgeben kann. Auch dann nicht, wenn als Preis der Nachbesserung jedem das Hartz-Versagen klar wird. Dieses Versagen, aber auch die individuell zu erleidenden Folgen verleihen der Nachbesserung ihre Brisanz.

Sie steht nicht zufällig unter Leitung von Angela Merkel. Die angekündigten „Impulse" auf dem Arbeitsmarkt sind Chefsache. Da Merkel soziale Lösungen sucht und nicht die Wirtschaft fördert, hängt auch sie ihr politisches Schicksal an Hartz IV. Nicht den Arbeitsplätzen sondern der Verwaltung des Mangels gilt ihre Aufmerksamkeit. Der nötige Austausch der gescheiterten Hartz-Sozialgesetze durch ein neues Konzept war bisher mit der SPD nicht zu machen, auch wenn Merkel kurz nach der „Einigung" doch eine „grundlegende Überholung" forderte. Bis auf den Regelsatz für Arbeitslose solle alles auf den Prüfstand, so Merkel.

Impulse für den Arbeitsmarkt braucht die Regierung dabei dringender als alles andere. 25 Milliarden Euro will sie dafür investieren. Die ausufernde Verschwendung von Hartz-Mitteln, die bei fehlerhafter Software oder den umstrittenen „Bedarfsgemeinschaften" unverändert weitergeht, verlangt ihren Tribut. Ein Vergleich von Ausgaben und Einnahmen des maroden Systems zeigt: Allein im Jahr der Einführung 2005 war Hartz IV 6,5 Milliarden Euro teurer als die getrennten Systeme für Arbeitslosen- und Sozialhilfe. Fehlinvestitionen mit Verweis auf eine bessere Zukunft waren damals Methode und gehen weiter.

Daß die leichte Abnahme der Arbeitslosenzahl nicht auf Hartzregeln zurückgeht, ist traurige Gewißheit, aber auch Chance. Wenn die bisherige Verteilungsunordnung endgültig nichts bewegt, ist Raum für klarere, aber nicht unsoziale Lösungsansätze für Arbeitslosigkeit. *SV*

Hans-Jürgen Mahlitz:

Die richtigen Worte

Was muß, was darf ein deutscher Papst in Auschwitz sagen? Die Frage, so von der ultralinken „taz" formuliert, wird uns noch lange beschäftigen, vielleicht ähnlich lange und heftig wie der Historikerstreit vor nunmehr 20 Jahren. Linke Gazetten von Madrid über Paris bis Berlin hatten allzu schnell ihre Antwort parat: So wie Benedikt XVI. „sollte man nicht über Auschwitz reden. Kein Papst, erst recht kein deutscher."

Damit liegen die voreilig ihren ideologischen Vorurteilen folgenden Papstkritiker voll daneben. Was sie mißbilligen zu müssen glauben, ist nämlich nicht das, was dieser Papst „über Auschwitz", sondern was er in Auschwitz über sein eigenes, das deutsche Volk gesagt hat: Er sei gekommen „als Sohn des Volkes, über das eine Schar von Verbrechern mit lügnerischen Versprechungen, mit der Verheißung der Größe, des Wiedererstehens der Ehre der Nation und ihrer Bedeutung, mit der Verheißung des Wohlergehens und auch mit Terror und Einschüchterung Macht gewonnen hatte, so daß unser Volk zum Instrument ihrer Wut, des Zerstörens und des Herrschens gebraucht und mißbraucht werden konnte."

Kein Schuldbekenntnis, folglich auch keine Ent-Schuldigung, kein Kniefall, kein „Wir sind das Tätervolk". Aber auch kein Relativieren, kein Verharmlosen, kein Gegenrechnen, kein Leugnen, kein Sich-davon-Stehlen aus der eigenen Geschichte. Benedikt XVI., vormals Joseph Kardinal Ratzinger, hat die Balance und das rechte Maß gefunden, mit allen seinen Worten, nicht nur diesem einen Satz, und mit allen seinen Gesten und seinem Auftreten.

Das war nicht unbedingt so zu erwarten gewesen, zumindest meinten dies mehrheitlich die Landsleute des Papstes. Nach einer Umfrage der „Gazeta Wyborcza" hatten über 65 Prozent der Deutschen damit gerechnet, Benedikt XVI. werde, wie von Repräsentaten des deutschen Volkes seit Jahrzehnten so gewohnt, pauschal um Vergebung für (ebenfalls pauschale) deutsche Schuld bitten. Von den in Polen Befragten hingegen äußerten nur 25 Prozent eine solche Erwartung, ein bemerkenswertes Ergebnis.

Dazu paßt, daß die polnischen Medien die päpstliche Visite in ihrem Lande und insbesondere den Tag in Auschwitz ausgesprochen positiv kommentierten; zumindest war das bis Redaktionsschluß dieser Ausgabe so.

Der Papst selber hat diese überaus positive Resonanz geschickt vorbereitet, indem er demonstrativ auf den Spuren seines Vorgängers wandelte. Und offenbar ist es in Polen noch weitaus bewußter als bei uns in Deutschland, daß viele Jahre lang der engste persönliche Vertraute des polnischen Papstes Johannes Paul II. der deutsche Kardinal Ratzinger war. Dies alles hat neben seiner phänomenalen persönlichen Ausstrahlung bewirkt, daß Benedikt XVI. sich in Polen auf eine schier unglaubliche Autorität stützen kann. Nach allem, was das deutsch-polnische Verhältnis in den vergangenen Jahrzehnten belastet hat und zum Teil heute noch belastet, ist es ja keineswegs selbstverständlich, wenn Hunderttausende polnischer Menschen einen Deutschen als „unseren Papst" bejubeln. Auf diesem Fundament konnte Benedikt XVI. in Auschwitz Worte wagen, die andere vor ihm lieber verschwiegen, unter dem Druck der Dimension des Grauens, aber auch unter dem Druck einer veröffentlichten Meinung, die sich zu ganz anderen Zwecken dieses Grauens bedient. Und auch wenn es manchem ewiggestrigen Vergangenheitsbewältiger noch so gegen den Strich geht – was der deutsche Papst in Auschwitz sagte, war genau das, was endlich einmal gesagt werden mußte.

Eine Reise nach Deutschland

»Spiegel«-Kulturchef Matthias Matussek hält ein leidenschaftliches Plädoyer für mehr Patriotismus

Von Hans Heckel

Er verstehe nicht, warum man als Deutscher nicht stolz sein solle auf sein Land, meinte kürzlich der Generalsekretär des Zentralrats der Juden in Deutschland, Stephan Kramer. Manche Überreaktion von jüdischer Seite auf Regungen deutschen Patriotismus noch im Gedächtnis, vermag diese Äußerung auf den ersten Blick überraschen. Auf den zweiten kaum: Die Zeiten, da das demonstrative Bekenntnis zur eigenen Nation noch giftige Verdächtigungen auslöste, scheinen endgültig überwunden.

Der ehemalige Außenminister Joschka Fischer erklärte noch ausgerechnet die NS-Verbrechen zum Dreh- und Angelpunkt neudeutschen Selbstverständnisses. Daß darauf kein Patriotismus gründen konnte, mußte klar sein. Ebenso versandet ist der sogenannte „Verfassungspatriotismus", nach dem sich unser Stolz allein an der Liebe zum Grundgesetz entflammen sollte.

Der Kultur-Chef des „Spiegel", Matthias Matussek, ging denn auch an solch verkrüppelten Versionen von Patriotismusersatz nur kurz vorbei und aufs Ganze. Sein neues Buch „Wir Deutschen – Warum uns die anderen gern haben können" ist ein leidenschaftliches Plädoyer für ein Nationalbewußtsein, das sich nicht abspeisen läßt mit ein paar handverlesenen Bruchstücken aus der deutschen Vergangenheit. Sich wie manche Politiker oder Intellektuelle allein auf die wenigen Nachkriegsjahrzehnte als einzig „unverseuchte" deutsche Geschichte zu beziehen, kommt dem Autor nicht in den Sinn. „Ich möchte, daß unsere Kinder es als wunderbar empfinden, deutsch zu sein" bündelt Matussek sein Motiv zu dem Buch im Interview mit dem „Hamburger Abendblatt". Das Buch nennt er auch „eine einzige große Reise auf der Suche nach Deutschland".

Matusseks Reise begann vor Jahrzehnten mit dem Slogan „Nie wieder Deutschland" der das Bewußtsein seiner Generation geprägt habe, mit dem er nun gnadenlos abrechnet: Die Fixierung auf den negativsten Teil ihrer Geschichte habe die nationale Erinnerung der Deutschen beinahe ausgelöscht: „Jenseits der Holocaust-Gedenkkultur sind wir erinnerungsschwach bis zur Schwachsinnsgrenze."

Die zweite Etappe der Suche führte ihn in die USA, nach Brasilien und England. Dort sei ihm aufgegangen, daß das Deutschlandbild im Ausland viel positiver sei als in Deutschland selbst. Am Amazonas hätten ihm Padres einer Missionsstation von Humboldt vorgeschwärmt, US-Intellektuelle von deutschen Geistesgrößen. Zurück in Deutschland will er seinen Landsleuten nun sagen: „Wir sind nicht das Volk der Henker. Wir haben der Welt sehr viel Schönes gebracht", was man ihm auf seinen Reisen bestätigt habe.

Patriotismus sei überdies nicht nur vernünftiger und schöner als „Nie wieder Deutschland". In Zeiten, da Familien auseinander brächen, sei es um so wichtiger, Gemeinsamkeiten zu entdecken. Im Zeichen der Globalisierung müßten Nationen wie konkurrierende Unternehmen verhalten, um zu bestehen – „wenn wir es nicht schaffen, auf unsere Geschichte auch stolz zu sein, sind wir zukunftsunfähig".

Diesen unmittelbaren Zusammenhang zwischen mangelndem Nationalstolz und schwindender Konkurrenz- und Reformfähigkeit hatte vor Jahren bereits der ehemalige BDI-Präsident Hans-Olaf Henkel beim Namen genannt. Vor wenigen Wochen tat es ihm der Geschäftsführende Redakteur des „Manager-Magazins", Henrik Müller, gleich. Die ständige Selbstgeißelung lasse die Deutschen in Verzagtheit erstarren, so Henkel. Müller nannte sein Buch ganz unverblümt „Wirtschaftsfaktor Patriotismus" (siehe *PAZ* 16/06).

Matussek umarmt selbst die scheinbar zweifelhaften Nationaleigenschaften der Deutschen wie ihre angebliche Nörgelsucht. Das sei, so der Autor, doch nur ein Beweis, wie unglaublich ehrgeizig wir seien: „Wir sind nie zufrieden, weil wir wissen, es geht immer noch ein Stück besser. Das ist doch in Ordnung."

Kontakt: 040/414008-0

Redaktion: -32
Anzeigen: -41
Abo-Service: -42
www.preussische-allgemeine.de

Die Schulden-Uhr:

Doch keine Wende?

Anfang Mai hieß es aus Brüssel noch, die EU traue Deutschland die „Schuldenwende" zu. Doch mit den CDU-SPD-Verhandlungen um die Sozial- und Arbeitsgesetze in Folge von Hartz IV scheint diese Vorhersage äußerst unsicher. Die Stabilität ist gefährdet, weil die Sozialausgaben zu hoch sind. Die Regierung muß zusätzlich investieren, um die negativen Folgen von Hartz IV zu mildern. Milliardenschwere Zusatzkosten kommen so auf die Regierung zu – Zeit für neue Schulden?

1.504.614.905.269 €

(eine Billion fünfhundertvier Milliarden sechshundertvierzehn Millionen neunhundertfünftausend und zweihundertneunundsechzig)

Vorwoche: 1.503.336.950.191 €
Verschuldung pro Kopf: 18.238 €
Vorwoche: 18.222 €

(Stand: Dienstag, 30. Mai 2006, 12 Uhr. Zahlen: www.steuerzahler.de)

Dem Pilger aus Rom fliegen die Herzen zu

Papstreise durch die Heimat seines polnischen Vorgängers war für die katholische Kirche ein voller Erfolg

Von Bernhard Knapstein



Dem Papst zu Ehren: Die Polen bereiteten Benedikt XVI. einen freundlichen Empfang. Foto: Reuters

Den ganzen Tag war es trüb und regnerisch. Doch als Papst Benedikt XVI., der Deutsche, in Auschwitz-Birkenau zum Gebet eintraf und der Klagepsalm 22 „Mein Gott, mein Gott, warum hast Du mich verlassen?" intoniert wurde, bahnte sich die Sonne den Weg durch den verhangenen Himmel und ein Regenbogen verband Himmel, und Erde. Ein Zeichen des Bundes zwischen Gott und den Menschen am Ende der Sintflut. Symbolträchtiger konnte der Allmächtige seine Versöhnung mit den Menschen am Ort des Grauens nicht zeigen.

Der Papst widmete seine Pilgerreise nach Polen seinem Amtsvorgänger Johannes Paul II. Wie dieser als Pole das ehemalige Konzentrationslager besuchte, so betete Benedikt als Deutscher in der Todeszelle Pater Maximilian Kolbes und im Außenlager Birkenau.

Benedikt XVI. kam zwar als „Sohn des deutschen Volkes" zum Gebet nach Birkenau. Doch in seiner tiefen Wahrhaftigkeit redete er wie selbstverständlich nicht der Kollektivschuldthese das Wort (siehe Leitartikel Seite 1). Der Heilige Vater öffnete mit seinen Worten den Weg zu einer entpolitisierten Trauer um die Opfer des Nationalsozialismus, die ehrlich ist und nicht, wie von vielen deutschen Politikern praktiziert, gespielt. Schon Johannes Paul II. hatte die nationalpolnische Christenheit davon abgebracht, in Auschwitz „nur" einen Ort des rein polnischen Leidens zu sehen, und wirkte bei seinen Landsleuten damit entschieden gegen den latenten christlichen Antijudaismus.

Zwei Päpste, zwei Tabubrüche. Ein Deutscher folgt einem Polen im Amt. Für den Oppelner Erzbischof Alfons Nossol ist dies ein „Luxus", den sich nur der Heilige Geist selbst habe erlauben können. Beide Patrioten ihrer Heimatländer – soweit man dies einem Papst überhaupt nachsagen kann – stehen, gewollt oder nicht, für die schwierige Überwindung des polnisch-deutschen Gegensatzes.

Die Pilgerreise auf den Spuren Johannes Pauls II. ist für Benedikt XVI. eine Pflicht, die er dennoch wie eine Kür absolviert. Er wandelt mit seinen Stationen in Warschau, Tschenstochau, Wadowice, Krakau und Auschwitz nicht nur auf den Spuren seines Vorgängers, sondern setzt dessen Werk auch bewußt fort. Seine Reise nach Polen ist in jeder Hinsicht eine Mission.

Sie begann mit einem Höflichkeitsbesuch bei Staatspräsident Lech Kaczynski. Die Begegnung blieb jedoch eher kühl und formal höflich. Kaczynskis Partei „Recht und Gerechtigkeit" (PiS) ist Seniorpartner der amtierenden nationalistischen Regierung. Jene Partei also, die ihre Wahlsiege weitestgehend dem medialen Treiben des Redemptoristenpaters Tadeusz Rydzyk und seinem „Radio Marya" verdankt. Der katholische Rundfunksender fällt gelegentlich durch revanchistische und antisemitische Ausfälle auf. Wenn Benedikt XVI. nun in Warschau dem polnischen Klerus predigt, Priester seien als Seelsorger „Experten für die Begegnung von Gott und Mensch", nicht aber „Experten für Wirtschafts-, Bau- oder Politikfragen", so ist dies eine nicht zu überhörende Mahnung an „Radio Marya" und an die diesen Sender mittragenden Geistlichen der militant nationalkatholischen Bewegung.

Der Papst ließ indessen keinen Zweifel daran, daß er die tief verwurzelte und in Kriegen, Besatzungszeit und kommunistischer Diktatur gefestigte Volksfrömmigkeit der Polen schätzt. Während der von ihm gelesenen Messe auf dem Warschauer Pilsudski-Platz predigte Benedikt XVI. für einen starken Glauben und gegen die Relativierung des Evangeliums je nach Gutdünken des „modernen Menschen". Bei solchen Aussagen tritt wieder der ehemalige Präfekt der Glaubenskongregation Ratzinger in den Vordergrund. Dabei radebrecht er immer wieder zur Begeisterung der Meßbesucher auch einige Sätze in unbeholfenem Polnisch mit deutlich bayrischer Einfärbung. Auch, oder gerade weil er manchmal schüchtern und ungelenk wie ein Kommunionkind wirkt, fliegen ihm die Herzen zu.

Ein deutliches Zeichen für einen würdigen Umgang der katholischen Kirche mit den evangelischen Glaubensbrüdern in Polen setzte der Papst aber noch am Anreisetag durch seine Teilnahme an einer ökumenischen Begegnung in der lutherischen Dreifaltigkeitskirche von Warschau. Das Verhältnis zwischen den Konfessionen ist belastet. Polen ist zu 95 Prozent katholisch, und die gerade einmal 100 000 evangelischen Christen, vor allem im südlichen Ostpreußen und im Teschener Land, bekommen das dominante Gehabe der polnischen „Staatskirche" oftmals zu spüren. Das katholische Kirchenoberhaupt spricht in diesem Rahmen die Priorität seines Pontifikats offen an. Er sehe den Schwerpunkt seines Amtes in der „Wiederherstellung der vollen und sichtbaren Einheit zwischen den Christen". Für ihn, den Moraltheologen, scheint Ökumene gerade in Polen ein Akt der „aufrichtigen Nächstenliebe".

Balsam für die polnische Seele indessen ist der Besuch des Papstes im katholischen Heiligtum des Staates. Tschenstochau gilt als wichtigster Wallfahrtsort Mitteleuropas. Der Schwarzen Madonna, eine mittelalterliche Ikone, werden zahlreiche Wunder zugeschrieben, darunter die Abwehr eines Schwedeneinfalls im 17. Jahrhundert. Während der polnischen Teilungen bleibt die Schwarze Madonna der Fixpunkt der polnischen Volksseele. Jährlich pilgern vier Millionen Gläubige zu dem Kloster aus dem 14. Jahrhundert auf dem Hellen Berg, um der „Königin der Krone Polens" zu huldigen. Auch Karol Wojtyla ließ als Papst das Kloster auf keiner seiner Pilgerreisen nach Polen aus.

Hohe Bedeutung für den Selig- und Heiligsprechungsprozeß für Papst Johannes Paul II. wird auch Benedikts Besuch in Wadowice, „hier wo alles begann", und sein Gebet am Taufbecken seines Amtsvorgängers beigemessen. Der Geburtsort Wojtylas liegt 50 Kilometer von Krakau entfernt. Ratzinger erklärt den applaudierenden 15 000 Pilgern, er hoffe, daß „wir in der nahen Zukunft die Seligsprechung und Heiligsprechung von Johannes Paul II. erleben werden." Die Hoffnung auf eine Seligsprechung bereits im Rahmen der Polenreise erfüllte er indessen nicht.

In Krakau war Karol Wojtyla vor seinem Pontifikat bis 1978 Bischof und Erzbischof. Zwei Millionen Menschen empfangen den deutschen Papst in der Stadt und nennen den Freund „ihres" Papstes auch „unser Papst". Ratzingers Portrait ziert ungezählte Fensterscheiben und Plakatwände im Krakauer Umland, und eine ungeahnte polnische Massenbegeisterung für den „guten Deutschen" macht sich breit.

Joseph Ratzinger schien als deutscher Papst mit (erzwungener) HJ-Vergangenheit eine schwere Pilgerfahrt anzutreten. Über 4 000 Journalisten begleiteten die päpstliche Visite in Polen und sicherten eine weltweite Beobachtung gerade dieses Auslandsaufenthaltes.

Auch die Direktübertragung des Papstbesuchs in Auschwitz durch das ZDF zog durchschnittlich 1,5 Million Zuschauer an, was für eine vierstündige Sendestrecke durchaus beachtlich ist. In Polen selbst sahen über drei Millionen Gläubige den Papst unmittelbar. Was von der Reise nachhallt, das ist sein Besuch in Auschwitz-Birkenau.

Ein Satz Benedikts zum Umgang mit ehemaligen Geheimdienstmitarbeitern in der polnischen Priesterschaft mag auch Gültigkeit haben für jene, die das Gebet Benedikts am Shoa-Mahnmal kritisieren und nicht loskommen von der kollektiven Verurteilung aller Deutschen im Sinne eines „Tätervolks". Er verurteile „die Arroganz späterer Generationen", die schon Urteile fällen, ohne die Notlagen von Menschen zu anderen Zeiten zu kennen.

Zurück bleibt die Hoffnung, daß sich auch in Deutschland die Erkenntnis durchsetzt, daß Schuld immer persönlich ist und deshalb auch nur die persönliche Reue und Buße zu Vergebung führen können.

Die Pilgerreise Benedikts XVI. war im Ergebnis nicht nur für Polen, sondern auch für Deutschland eine bedeutende Lehrstunde in Sachen Moral und gelebte Nächstenliebe.

Dunkle Schatten aus Potsdam

Leistungsbilanz des Generalbundesanwaltes Kay Nehm schließt mit einem Fehlgriff

Von Klaus D. Voss

Nach einem Dutzend Amtsjahren als oberster Ankläger der Nation sollten Verdienste genug übrig sein für eine freundliche Verabschiedung. Kay Nehm aber hat seinen Abgang als Generalbundesanwalt selbst verdunkelt. Am 31. Mai gab er, gerade erst 65jährig geworden, sein Amt an Monika Harms ab.

Nehm, ein Paradejurist aus einer schleswig-holsteinischen Juristenfamilie und seit 1980 Bundesanwalt in Karlsruhe, hatte beste Voraussetzungen für diese Aufgabe. Der damalige Amtschef Kurt Rebmann (Generalbundesanwalt von 1977 bis 1990) hatte ihm und allen anderen Bundesanwälten vorgelebt, wie ein Chefankläger sich Herausforderungen stellt. Rebmann war nach der Ermordung seines Vorgängers Siegfried Buback durch die Rote Armee Fraktion (RAF) an die Spitze der Karlsruher Ermittlungsbehörde berufen worden.

Die RAF-Morde an Jürgen Ponto (Chef der Deutschen Bank) und Hanns-Martin Schleyer (Präsident der Arbeitgeberverbände) beirrten Rebmann nicht, einem Attentat der linksextremen Terroristen entging er mit viel Glück. Die Schleyer-Entführung steigerte seine Entschlossenheit noch: „Wenn ich in die Hände der Feinde falle, unternehmt nichts zu meinem Schutz." Ein legendärer Befehl Friedrichs des Großen an seine Truppen, der, das schärfte Rebmann seinen Mitarbeiter ein, auch für ihn gelte.

Mit Präzision und dem Einsatz modernster Polizeimethoden ließ der Terroristenjäger die Ermittlungsverfahren gegen die linksextremen Gewalttäter führen, bis er seinen Schwur „Wir kriegen sie alle!" annähernd einlösen konnte. Was Rebmann niemand abnehmen konnte, war das Leben in der Gefahrenzone: 15 Jahre unter permanentem Personenschutz, rund um die Uhr.



Kay Nehm Foto: Archiv

Ein Garant das standhaften Staates, so das Urteil über Rebmanns Lebenswerk zu seinem Tod im Jahr 2005.

Nehms Bilanz im Kampf gegen den weltweiten islamistischen Terror fällt knapp aus: mehr als 100 Ermittlungen in Deutschland, aber keine nennenswerte Verurteilung bisher. Nicht einmal der Terroranschlag vom April 2002, der 14 deutsche und sieben weitere Touristen auf Djerba das Leben kostete, ist in Deutschland strafrechtlich aufgearbeitet worden. Trotz deutlicher Spuren der Al-Quaida nach Duisburg.

Nehm hatte sich von seiner Dienstherrin, der streitbaren SPD-Justizministerin Herta Däubler-Gmelin, an die kurze Leine nehmen lassen, wie Spötter sagten. Öffentliche Auftritte wurden selten. Aufsehen erregte er als Generalbundesanwalt meist nur noch, wenn er im gesellschaftlichen Gleichklang die Bedrohung des Staats durch rechtsextremistische Kreise oder bei fremdenfeindlichen Übergriffen ortete. Damit konnte er hervortreten, die Ermittlungen an sich ziehen und der Zustimmung aus der rot-grünen Regierung sicher sein.

Seine Schlußaffäre ist von dieser Art. Man mag rätseln, warum Nehm die Vorfälle um den Deutsch-Äthiopier Ermyas M. am Ostersonntag in Potsdam zur Staatsangelegenheit machte. Brandenburgs Innenminister Jörg Schönbohm hatte nach einem Blick auf die Aktenlage von Anfang an mehr Augenmaß bewiesen, Nehm hingegen blamierte die Bundesanwaltschaft bis auf die Knochen. Nun kann er gehen.

Widerstand lohnt sich doch

Von HARALD FOURIER

Berlins Regierender Bürgermeister Klaus Wowereit hat seine Nominierung als SPD-Spitzenkandidat zur Wiederwahl im September geschickt genutzt. Auf dem jüngsten SPD-Parteitag distanzierte er sich überraschend deutlich von der Ostalgie-Befindlichkeit seines Koalitionspartners Linke/PDS: „Ich finde es unerträglich, wenn ehemalige Angehörige des DDR-Regimes ihre Opfer noch verhöhnen. Es darf nicht toleriert werden, daß sich Täter unter die Teilnehmer bei Rundgängen im Stasi-Gefängnis Hohenschönhausen mischen. Ich habe es selbst erlebt.“ Ist die Empörung echt oder gespielt? Es spricht einiges dafür, daß sich der Wind dreht und daß Wowereit dem Zeitgeist hinterherhechelt.

Eine Nummer unterhalb des überheblichen Verhaltens der Stasi-Leute hat sich schon lange ein scheinbar unpolitischer DDR-Kult breitgemacht. In den ersten Jahren nach der Revolution konnte noch vermutet werden, der Handel mit DDR-Insignien oder Sowjetsymbolen fuße nur auf der Nachfrage von Touristen. Die fliegenden Händler, die NVA-Uniformen, FDJ-Fähnchen und dergleichen verkauften, würden verschwinden, sobald sie ihren Vorrat an rotem Ramsch verkauft hätten. So die Annahme damals.

Doch längst ist eine kleine Industrie entstanden, die immer neue DDR-Konsumgüter auf den Markt bringt. Vor einem Jahr etwa verhökerte die Billigkette „Norma“ Likörflaschen, auf deren Etikett DDR-Oberpropagandist Karl Eduard von Schnitzler zu sehen war. Makaberer Name des dunklen Gesöffs: „Der schwarze Kanal“. Reißenden Absatz fanden derlei mäßig komische Ulkartikel kaum.

Im gleichen Jahr versuchte es die Einzelhandelskette „Reichelt“ mit „Erichs Luxus Duschbad DDR“ (mit DDR-Staatswappen) und „Erichs Rache“, einem Kräuterlikör. Nach harten Protesten von Opferverbänden nahm Reichelt das Zeug bald wieder vom Regal.

Vergangene Woche wollte „Norma“ diese unverkauften Restposten an den (Stasi-) Mann bringen. In einem Brandbrief erhob der wohl schärfste SED-Kritiker unter den einstigen DDR-Schriftstellern Siegmar Faust schwere Vorwürfe und fragte, ob in der „Norma“-Geschäftsleitung, „ein paar Verantwortliche dieser roten Diktatur untergekommen“ seien. Mit Faust beschwerten sich etliche Gegner von DDR-Spaßprodukten.

Ein hilfloser Akt von einigen einflußlosen Bürgerrechtlern? Mitnichten. Nur zwei Tage darauf verschwand Erichs Duschbad. Der Firma war der Protest von SED-Opfern extrem unangenehm. Einer der Initiatoren freut sich: „Da soll noch mal jemand sagen, wir seien nicht kampagnefähig.“



Ein stolzer Moment für die deutsche Hauptstadt: Eine halbe Million Menschen feierte die Eröffnung des neuen Hauptbahnhofs. Doch die Messerattacke eines 16jährigen (siehe unten) weckt Furcht vor kommenden Großereignissen

Foto: Eckel

Hoffen, daß es nicht eintritt

Berlin übt den Ernstfall eines Attentats seit 20 Jahren – Hilfskräfte funktionieren wie ein Uhrwerk

Von MARKUS SCHLEUSENER

Guten Tag, mein Name ist Franke, Senats-Gesundheitsverwaltung. Bereiten Sie sich mal vor: Im Berliner Stadtgebiet ist es zu einem Unfall gekommen, bei dem massiv Chlorgas freigesetzt worden ist. Wir rechnen mit vielen Verletzten.“

So startete eine Notfallübung in Berlin dieses Frühjahr, bei der ein ABC-Schadensereignis geprobt wurde. ABC steht für „atomar, biologisch, chemisch“ und bezieht sich zumeist auf Sprengkörper mit hochgiftiger Füllung. Von der Alarmmeldung an lief alles mit der Präzision eines Schweizer Uhrwerks ab.

Die Frage „Was wäre wenn ...?“ beschäftigt die Berliner Politik schon seit 20 Jahren – genauer gesagt: seit dem Anschlag auf die Diskothek „Labelle“ 1986. Spätestens seit dem Giftgas-Attentat in der Tokioter U-Bahn 1995 werden entsprechende Übungen in Berlin regelmäßig durchgeführt.

In Tokio waren die Institutionen des Gesundheitssystems – von der Feuerwehr angefangen bis hin zu den Hospitälern – mit der Situation überfordert. Zwölf Personen starben. Nur in einem einzigen Fall war dies wohl unvermeidlich. Elf Menschen sind erst später verstorben, sie hätten nach Expertenmeinung überleben können, wenn sie umgehend richtig behandelt worden wären.

Die richtige Behandlung sofort sicherstellen – das will das Klinikum am Friedrichshain können. Weniger als fünf Minuten, nachdem der Alarm ausgelöst worden ist, haben Klinikum-Mitarbeiter bereits die gelbe Schutzkleidung angezogen. Sie tragen durchsichtige Plastikhelme. Darunter atmen sie gefilterte Luft – aus gewöhnlichem Krankenhauspersonal werden Sanitäter, die aussehen wie Raumpiloten.

Während im Haus die Mitarbeiter von Krankenschwestern und Ärzten luftdicht verpackt werden, ist draußen das normale Personal mit dem Aufbau eines Notzelts beschäftigt. Eine riesige Luftpumpe bläst ein Zelt in so wenigen Sekunden auf, daß jeder Hobby-Camper vor Neid erblassen würde.

Dr. Siegfried Veit ist stolz auf sein weltbekanntes Haus, die Charité. „Es ist logisch, daß diese Übung hier stattfindet“, sagt er. In der Unfallklinik könnten normalerweise bis zu 100 Unfallopfer behandelt werden. „Heute testen wir das zum ersten Mal mit der technischen Ausrüstung und der Schutzkleidung“, so Veit. Veit ist der örtliche Chef von Vivantes, einer Tochterfirma des Landes Berlin, die unter anderem neun Klinken betreibt.

Kaum eines ist so gut vorbereitet wie das Klinikum am Friedrichshain in der Landsberger Allee. Hier wurden auch die meisten der Opfer des Amoklaufes nach der Eröffnungsfeier für den neuen Hauptbahnhof eingeliefert und behandelt. Es gehört zu den sogenannten „Schwerpunkt-Krankenhäusern“. Berlin verfügt über 38 Krankenhäuser, die in drei Kategorien aufgeteilt sind: Erste-Hilfe-, Unfall- und eben Schwerpunkt-Krankenhäuser.

In der ersten Kategorie sind chirurgische, in der zweiten Labor- und Röntgen-Abteilungen vorhanden. Die Schwerpunkt-Kliniken verfügen über das gesamte Spektrum von Fachdisziplinen – bis hin zu Einrichtungen zur Versorgung von Schwer- und Mehrfachgeschädigten.

112mal haben die Hauptstädter in den vergangenen elf Jahren den Ernstfall geprobt. Das Schadensszenario, an dem sich die Berliner Gesundheitsverwaltung offiziell orientiert, ist Tokio. „Viele Opfer gingen einfach in ‚normale‘ Krankenhäuser“, warnt Gesundheitssenatorin Heidi Knake-Werner (Linke/PDS) rückblickend. „Da gab es 5000 bis 6000 Sekundär-Kontaminierte“, schließt sich Olaf Franke von der Berliner Gesundheitsverwaltung seiner Chefin an.

Durchgespielt wird immer ein ziviler Unfall, nicht ein terroristischer Anschlag oder ein Amoklauf. So wie bei Bundeswehr-Manövern früher immer Blau gegen Rot gekämpft hat – und nicht Nato gegen Warschauer Pakt. Doch die Vorstellung, daß ein terroristischer Anschlag auch an der Spree Wirklichkeit werden könnte, ist nach den Blutbädern von Madrid (2004) und London (2005) nicht so abwegig. Dazu kommen „latente deutsche Ängste“ wie die vor einer Vogelgrippe-Pandemie.

So spielen die Jungen und Mädchen vom Arbeiter-Samariter-Bund ihre Rolle besonders glaubwürdig. Sie husten, krümmen sich wie vor Schmerzen, als sie das Zelt erreichen. Hier werden sie in einen Männer- und in einen Frauen-Bereich getrennt.

Nur als ein Mädchen unsicher nachfragt, ob sie „wirklich alles ausziehen“ soll – auch angesichts all der Kameras – bleibt die Übung eine Übung. In Badeklamotten werden die „Anschlagsopfer“ zur Dusche geführt, von oben bis unten abgespült und in hintere Behandlungsräume geführt.

„Die hier gesammelten Erfahrungen sind eine wichtige Grundlage für die Einrichtung weiterer Dekontaminationsstellen an geeigneten Berliner Krankenhäusern“, sagt Knake-Werner über den reibungslosen Ablauf.

Ob und wie der Ernstfall aussehen könnte, weiß die Senatorin aber auch nicht. Sie spricht für alle Beteiligten: „Ich kann mir ein ‚Worst-Case-Szenario‘ nicht vorstellen, will es auch nicht. Ich kann nur hoffen, daß es nicht eintritt.“

Froh, daß er keine Bombe hatte!

Messerattacke am neuen Hauptbahnhof schürt Angst vor Attentaten bei der WM – Protokoll eines Amoklaufs

Von MARKUS SCHLEUSENER

Die Eröffnungsfeier des Berliner Hauptbahnhofs vergangenes Wochenende wurde auf tragische Weise vom Amoklauf eines 16jährigen überschattet. Am Freitagabend überstürzten sich die Ereignisse dramatisch:

Kleine Pannen und Ärgernisse hatte es vorher zuhauf gegeben. Journalisten konnten in den Tagen vorher aus „technischen Gründen“ (Bahn-Pressestelle) keine Besuchstermine mehr wahrnehmen. Das Gerücht, der Bahnhof werde nicht pünktlich fertig, machte die Runde.

Das war falscher Alarm. Bahnhofseinweihung und Eröffnungsfeier gingen fast reibungslos über die Bühne. Der lange feststehende Termin wurde sogar noch um zwei Tage vorverlegt. Verärgert waren aber die nichtprominenten Gäste. Ihnen soll der Bahnhof ja ein Mehr an Mobilität verschaffen. Doch zur großen Eröffnungssause mußten sie zu Fuß anmarschieren. Die Bahn hatte ausgerechnet an diesem Tag den Zugverkehr zum dortigen S-Bahnhof eingestellt – Logistikplanung Marke Mehdorn.

Trotz Regens nahmen dann rund 500000 Neugierige an der Party vor dem Glas-Titanen teil. Einige entschlossen sich vor Beginn des Feuerwerks gegen 22.30 Uhr jedoch, den Heimweg vorzeitig einzuschlagen. Der eine oder andere ist dadurch dem Schicksal entgangen, ein Messer in den Rücken gejagt zu bekommen.

Um 20.00 Uhr bereits erschien die Frühausgabe der „BZ“ für den folgenden Tag. Euphorischer Titel: „Das Bahnhofswunder – die Eröffnung, die Party, der Stolz der Berliner“. Wie ein mit einer Glaskugel ausgestatteter Wahrsager berichtete die größte Zeitung Berlins über eine Feier, die noch nicht einmal angefangen hatte.

Gegen 23.27 Uhr holte die Wirklichkeit die „BZ“ ein. Mike Rene P. begann seinen Amoklauf. Wahllos stach der besoffene Neuköllner auf Passanten ein. Seine Wahnsinnstat begann hinter dem Reichstag, am Friedrich-Ebert-Platz. Zwei Minuten später ging der erste Rettungsruf bei der Feuerwehr ein: „Hier liegt eine Frau mit Messerstich im Rücken.“

Trotz verstopfter Straßen schafften es die ersten Ärzte in nur sieben Minuten bis zum Opfer. Doch von da an prasselten immer neue Hilferufe. Der Verrückte war jetzt offenbar messerschwingend zur Wilhelmstraße gelaufen und Richtung Hotel Adlon abgebogen.

Um 23:45 Uhr löste die Feuerwehr „MANV“ aus. Das Kürzel steht für „Massenanfall von Verletzten“. Auf den Straßen herrschten längst Panik und Chaos. Passanten leisteten Erste Hilfe. Nach einer Stunde waren alle Opfer in Krankenhäuser verbracht, die meisten davon ins Vivantes-Krankenhaus Friedrichshain.

Der Täter rannte inzwischen nach Norden. In der Kapellestraße wurde er gestellt. Ein Wachmann nahm ihn fest, ließ ihn aber wieder gehen. Schließlich griff die Polizei zu. In einer anderen Version heißt es, private Sicherheitskräfte hätten den Täter der Polizei übergeben.

In den frühen Morgenstunden verbreitete sich die Nachricht von über 20 Verletzten wie ein Lauffeuer. Die „BZ“ brachte am Sonnabendmorgen ein Bild des Festgenommenen: „Messer-Amok – Wer ist der Irre im weißen Anzug?“

Auf dem Bahnhof begann der Betrieb. Nicht der Zugbetrieb, der folgte erst am Sonntag. Aber die zahlreichen Geschäfte eröffneten auch ohne Zugverkehr, weil ab zehn Uhr morgens mit erheblichem Publikumsverkehr gerechnet wurde. Um die Mittagszeit war der gigantische Bau tatsächlich proppenvoll. Besucher staunten über den Luxusbahnhof, aber die Angst blieb: Alles war voll mit Uniformierten.

Um 14 Uhr gab die Polizei eine Pressekonferenz. „Soviel Leute hab' ick hier noch nicht jesehen“, bemerkt einer der routinierten Reporter vor Beginn der Konferenz. Justizsenatorin Karin Schubert (SPD) erklärte, sie gehe davon aus, daß es sich um versuchten Mord gehandelt habe. Schließlich sei der Täter heimtückisch vorgegangen. Trotzdem fand Schubert einen Haftbefehl für einen 16jährigen, über den ein Richter zu entscheiden hat, „problematisch“.

SPD-Innensenator Erhard Körting hielt wohl nur das gemeinsame Parteibuch davon ab, seiner Parteifreundin offen zu widersprechen. „Ich kann mir bei 28 Verletzten nicht vorstellen, daß es keine Haft gibt“, sagte er. Er fordert nun „stärkere Stopschilder“ und behauptet, Gewaltfilme und brutale Computerspiele seien schuld an der Gewaltbereitschaft. Hilflos – so wirkten die Aussagen von Augenzeugen wie Politikern. Aus dem Umfeld der offiziell Verantwortlichen hieß es sogar unter der Hand: „Wir können froh sein, daß der keine Bombe hatte.“ Dafür hat er möglicherweise mehrere Opfer mit dem Blut eines HIV-Positiven infiziert, auf den er vor ihnen eingestochen hatte.

Nehm hätte es wissen können

Der Tathergang des Angriffs auf den Potsdamer Deutsch-Äthiopier Ermyas M. (37) stand nach einer Meldung der „Frankfurter Allgemeinen Sonntagszeitung“ vom 28. Mai offenbar von Anfang an „weitgehend fest“. Dies verlaute aus brandenburgischen Sicherheitskreisen. Diese neueste Enthüllung läßt den am vergangenen Dienstag aus dem Amt geschiedenen Generalbundesanwalt Kay Nehm, der den Fall allem Anschein nach aus politischen Motiven und ohne Kenntnis der Aktenlage an sich gerissen hatte, weiter in Bedrängnis geraten.

Nehm hatte sich für zuständig erklärt und die beiden Verdächtigen Thomas M. (30) und Björn L. (29) wegen des Verdachts auf fremdenfeindliche Gewalt wie hochgefährliche Schwerverbrecher verhaften lassen.

Zu diesem Zeitpunkt war dem Bericht zufolge aber schon ziemlich klar gewesen, daß Ermyas M. als erster handgreiflich geworden war und daß ein rassistisches Motiv für den Gegenangriff der beiden Verdächtigen zweifelhaft bleibt. *H.H.*

Unergründlich

Gesundheitssystem muß transparenter werden

Von PATRICK O'BRIAN

Wer als Patient an der Berliner Charité stationär behandelt wird, der muß bei der Einweisung ein Formular ausfüllen. Auf der Seite 2 des Kleingedruckten befindet sich der Punkt „Erklärung zur Abrechnung der Krankenhausleistung gemäß Paragraph 305 Absatz 2 Sozialgesetzbuch V". Der Patient kann hier ankreuzen, wenn er wünscht, „über die der Krankenkasse in Rechnung gestellten Entgelte unterrichtet zu werden". Wer den Punkt jedoch ankreuzt, wird nach einer Weile des vergeblichen Wartens zur Auffassung gelangen, daß die Verwaltung der Universitätsklinik ihn vergessen hat. Stimmt nicht. Diese Methode hat System im deutschen Gesundheitswesen.

„Intransparenz" (Undurchschaubarkeit) nennen das die Experten, die dieser Tage vermehrt zusammenkommen, um über die Zukunft des deutschen Gesundheitssystems zu beraten. Am 8. Juni will Ministerin Ulla Schmidt (SPD) mit einem Vorschlag an die Öffentlichkeit treten, über dessen Details bisher noch nicht viel an die Öffentlichkeit durchgesickert ist.

Zwei der bekanntesten Experten auf dem Gebiet der Gesundheitspolitik haben deswegen schon einmal vorab vor Universitätsärzten die Zukunftsfragen diskutiert – und zwar in der Kaiserin-Friedrich-Stiftung unmittelbar neben der Zentrale der Berliner Charité.

Die beiden Gesundheitsexperten sind die Professoren Karl Lauterbach und Bernd Raffelhüschen. In der Diagnose sind sich die meisten Experten einig: Die Deutschen werden immer älter, brauchen also immer mehr Leistungen. Trotz steigender Skepsis fühlen sich die zwei Drittel heute bestversorgt. In Wirklichkeit sind sie vielleicht sogar überversorgt. So wird kein Europäer so oft geröntgt wie der Deutsche.

Seit Jahren erfüllt Professor Lauterbach in Polit-Talkshows die gleiche Rolle wie Günther Jauch in Unterhaltungssendungen. Wo immer es um Gesundheitspolitik geht, verbreitet der Professor mit der Fliege seine Thesen.

Als Mitglied der sogenannten Rürup-Kommission war der heute 43jährige „nur" ein Experte ohne Macht. Seit September ist er SPD-Bundestagsabgeordneter. Längst gilt Lauterbach als einer der wichtigsten Stichwortgeber von Ministerin Schmidt.

Sofort packt er seine Thesen aus: Vor allem geißelt er das Punktesystem. Nach dem Punktesystem erhalten niedergelassene Ärzte kein feststehendes Honorar mehr von der Kasse des Patienten. Sie erhalten Punkte, von denen sie erst später erfahren, wie viel sie wert sind.

Sein Widersacher Raffelhüschen ist eher CDU-nah und spricht von „mehr Eigenverantwortung" wie ein Liberaler. Immer weniger Junge, mehr Alte – „Wir können nicht so weitermachen", sagt er weiter. Seit Jahren spiele Deutschland „Zweiter Weltkrieg": Die ausbleibenden Geburten seien wie Tote auf Schlachtfeldern zu werten.

Wenn ein Patient zehn Prozent seiner Kosten – zum Beispiel für das Röntgen – selbst zahlen müßte, dann würde er fragen, ob das wirklich nötig ist, argumentiert Raffelhüschen weiter.

Da Lauterbach – anders als Raffelhüschen – der Kommission im Hause Schmidt angehört, ist damit zu rechnen, daß ein Teil seiner Vorschläge (mal wieder) in Gesetzesform gegossen wird. Am 8. Juni wird die Öffentlichkeit informiert.

Ziel aus den Augen verloren

Marburger Bund versteift sich auf einzelne Punkte und verspielt dabei seine Chancen

An deutschen Uni-Kliniken und Landeskrankenhäusern wird weiter gestreikt. Der Marburger Bund hat seine Kampfmaßnahmen noch einmal verschärft, nachdem sein Vorsitzender Montgomery eine Übernahme des von Ver.di ausgehandelten Tarifkompromisses für den Öffentlichen Dienst kategorisch abgelehnt hat.

Worum es eigentlich geht, bleibt dem staunenden Publikum nach wie vor weitgehend verborgen. Die öffentlichen Arbeitgeber hatten 16 Prozent mehr Gehalt angeboten. Der Marburger Bund fordert weiterhin 30 Prozent, rechnet zugleich aber das Länderangebot auf magere 1,1 Prozent herunter, da es durch Leistungskürzungen, zum Beispiel bei Urlaubs- und Weihnachtsgeld, sowie längere Arbeitszeiten kompensiert werde.

Die Länder halten dagegen, indem sie ihre 16 Prozent in absolute Zahlen umrechnen. Demnach bedeute ihr letztes Angebot für einen Assistenzarzt im ersten Jahr monatlich 510 Euro mehr, im dritten Jahr 750 Euro. Daraus errechnen sich Bruttogehälter von 3 000 bis 4 600 Euro, was nicht nach bitterer Armut klingt. Andererseits ist unbestritten, daß an vielen Uni-Kliniken in Deutschland Arbeitsbedingungen herrschen, die dringend der Verbesserung bedürfen – im Sinne einer optimalen Ausbildung wie im Interesse der Patienten. Ob diese Verbesserungen aber dadurch zu erreichen sind, daß man den hochverschuldeten Ländern höhere Personalkosten aufzwingt und dafür kranke Menschen leiden läßt, darf bezweifelt werden.

Die überzogenen Kampfmaßnahmen des Marburger Bundes schaden aber auch den weitgehend berechtigten Forderungen der niedergelassenen Ärzte. Schon der Versuch, das Punktesystem der Honorarabrechnungen zu verstehen, macht dem Laien wenigstens eins klar: Die Bürokratie hat sich in unerträglichem Maße unseres Gesundheitswesens bemächtigt. So kann ein Arzt in Hamburg mit einem Patienten maximal 25,25 Euro (zirka 600 Punkte) erwirtschaften; ein Rentner bringt immerhin 43,55 Euro. Ist ein Arzt, weil er davon hohe Praxis- und Personalkosten begleichen muß, besonders fleißig, wird er bestraft: Ab 760 Patienten pro Quartal gibt es Punktabzüge bis zu 20 Prozent. *H.J.M.*



Ermüdend: Operationen wie am Fließband Foto: Uni Bonn

Die Interessenvertreter der Mediziner

In der Auseinandersetzung zwischen Ärzten und Politik meldet sich von seiten der Ärzteschaft eine für den Laien oft schwer zu durchschauende Vielzahl von Verbänden und Körperschaften zu Wort. Hier die wichtigsten:

Ärztekammern: In ihren Händen liegt die berufsständische Selbstverwaltung der deutschen Ärzte. Jeder Arzt ist Pflichtmitglied einer Landesärztekammer, deren Aufgaben durch Landesgesetze geregelt sind. Dazu zählen unter anderem die Abnahme von Arztprüfungen und die Überwachung der Berufsausübung und Fortbildung sowie die Vertretung der Berufsinteressen der Ärzte.

Kassenärztliche Vereinigungen: Ihnen gehören automatisch alle Ärzte an, die zur ambulanten Behandlung von Kassenpatienten zugelassen sind. Die zentrale Aufgabe der Vereinigungen ist die Sicherstellung der ambulanten kassenärztlichen Versorgung und die Vertretung der wirtschaftlichen Interessen der Kassenärzte gegenüber den Krankenkassen.

Marburger Bund: Der Marburger Bund ist eine Gewerkschaft der angestellten und verbeamteten Ärzte in Deutschland, weshalb er insbesondere bei Auseinandersetzungen um die Arbeitsbedingungen von Klinikärzten im Vordergrund steht.

Hartmannbund: Dem Marburger Bund gegenüber ist der nach seinem 1923 verstorbenen Gründer, dem Sanitätsrat Hermann Hartmann, benannte Hartmannbund die Interessenvertretung der niedergelassenen Ärzte. *H.H.*

Das Geheimnis der Materie

Fusionsreaktor ITER ist ein internationales Projekt zur Energiegewinnung der Zukunft

Von RÜDIGER RUHNAU

Manch einer wird sich noch des Naturkundeunterrichts in der Schule erinnern, als das Masse-Energiegesetz zur Sprache kam. Es besagt, daß Masse m und Energie E einander äquivalent sind: E = m · c2 (c= Lichtgeschwindigkeit). Ein Gramm Masse entspricht einer bestimmten Energiemenge. Der Vorgang ist grundsätzlich umkehrbar. Wenn also vorher nichts da war, kann aus Energie neue Materie entstehen. Solche Vorgänge spielen sich im kosmologischen Bereich ab. Man nimmt an, das Alter des Weltalls beträgt zwischen fünf bis zehn Milliarden Jahre. Und was war vorher? Aus Nichts kann keine Materie entstehen. Also war vorher Energie da, die sich in Materie umgewandelt hat. Das Ende des Weltalls wird sein, wenn alle Materie zu Energie verstrahlt ist. Weil der Vorgang aber reversibel ist, kann sich umgekehrt die Energie wieder in Materie verwandeln. Die Materie war immer da, nur ihre Erscheinungsform ändert sich. Es hat daher wenig Sinn nach einem Anfang zu fragen, jedenfalls in naturwissenschaftlicher Hinsicht.

Die Sonne ist rund 150 Millionen Kilometer von der Erde entfernt. Trotz dieser enormen Entfernung wärmt das Zentralgestirn, ermöglicht erst Leben auf unserer Erde. Die Energie der Sonnenstrahlung stammt aus einem Massenverlust der Sonnenmaterie. Bei einer extrem hohen Temperatur des Sonneninnern laufen verschiedene Atomkernreaktionen spontan ab. Der wichtigste Prozeß ist die Verschmelzung (Kernfusion) von zwei Wasserstoffatomkernen zu einem Heliumatomkern. Die hierbei freiwerdende Energie, die wir als Licht und Wärmestrahlung empfangen, geht auf einen Massendefekt des Heliums zurück. Oder anders ausgedrückt: Der Helium-Atomkern ist um ein geringeres leichter, als die beiden ihn aufbauenden Wasserstoff-Atomkerne. Solange der Wasserstoff-Vorrat der Sonne reicht, haben wir nichts zu befürchten. Erst wenn er aufgebraucht sein wird, erlöscht das Leben im Sonnensystem.

Diese Kernfusion nachzuvollziehen, wäre eine ideale Energieart. Die Sonne macht es uns vor und Wasserstoff ist im Wasser genügend vorhanden. Im Kernforschungszentrum Karlsruhe sind entsprechende Versuche durchgeführt worden, wie auch in anderen Ländern, in USA (Los Alamos) oder in Japan. Als Brennstoff dienen die schweren Wasserstoff-Isotopen Deuterium und Tritium. Die Gemische müssen sehr rein vorliegen, geringe Mengen Sauerstoff oder Stickstoff stören den Fusionsverlauf. Bei der Kernfusion werden zwei Atomkerne gegen die abstoßende Kraft ihrer positiven Kernladungen so dicht zusammengebracht, daß sie zu einem Heliumkern verschmelzen. Die erforderliche große Geschwindigkeit erhalten die Teilchen bei sehr hohen Temperaturen von zirka 100 Millionen Grad Celsius, siehe Sonne. Bei dieser hohen Temperatur ist das Isotopengemisch in Atomkerne und Elektronen zerlegt, das total ionisierte Gas wird „Plasma" genannt.



Ein Plasma ist elektrisch leitend, es läßt sich durch elektrische und magnetische Felder beeinflussen. Das heiße Plasma zirkuliert in einem ringförmigen Magnetfeld, ohne daß es zu einer Berührung mit der Wand des Fusionsreaktors kommt, denn jedes Material würde bei der Extremtemperatur verdampfen. Die Forschung sucht nach geeigneten Verfahren, die einen kontrollierten Ablauf der Fusionsreaktion erlauben, um die freiwerdende Energie zu nutzen. Bei der Entstehung von einem Kilogramm Helium aus der Fusion von Deuterium und Tritium wird eine Energiemenge frei, die der Verbrennungswärme von 15 000 Tonnen Steinkohle entspricht.

Seit einem halben Jahrhundert dauern die Versuche der Kernfusionsforscher. Mit weiteren Jahrzehnten rechnet man, bis es zu einem wirtschaftlich betriebenen Fusionskraftwerk kommt, das wäre die wichtigste Energieform der Zukunft. In Deutschland arbeiten seit vielen Jahren Spitzenwissenschaftler im Max-Planck-Institut für Plasmaforschung in Garching bei München und im Kernforschungszentrum Karlsruhe an der Lösung des Problems. Da die Bundesrepublik die enormen Finanzmittel zum Bau eines experimentellen Fusionsreaktors nicht aufbringen kann oder will – die gesamte Anlage des Kernforschungszentrums im Norden Karlsruhes, eine der größten Europas, soll zur grünen Wiese „rückgebaut" werden – beteiligt man sich wenigstens im Rahmen der EU an dem Projekt des europäischen Fusionsreaktors ITER (= International Thermonuclear Testreaktor). Die Vorteile bestehen einmal in der leichteren Verfügbarkeit der Ausgangsstoffe und in der Abwesenheit langlebiger radioaktiver Produkte.

Im Juni 2005 einigten sich die EU, USA, Japan, China, Rußland und Südkorea, den Versuchsreaktor ITER für insgesamt 9,6 Milliarden Euro in Cadarache (Südfrankreich) zu bauen und 20 Jahre lang zu unterhalten. Die EU übernimmt 50 Prozent der Kosten (ein Fünftel davon entfallen auf Frankreich). Je 10 Prozent steuern die übrigen Teilnehmer bei. Mit der Entscheidung für Cadarache erhofft sich Paris die Entstehung von 4 000 neuen Arbeitsplätzen. Noch wichtiger ist den Franzosen ihr Renommee, eine der führenden Nationen auf dem Gebiet der Nukleartechnologie zu sein. Aus 19 Atomkraftwerken mit insgesamt 58 Kernreaktoren deckt Frankreich zur Zeit mehr als ein Drittel seines Energiebedarfs.

Um von der technischen Entwicklung auf diesem Sektor nicht ganz abgeschnitten zu werden, hat der Siemenskonzern seine Abteilung für Kerntechnologie in ein deutsch-französisches Gemeinschaftsunternehmen „Framatome" eingebracht. Gemeinsam soll der „Europäische Druckwasserreaktor" ERP entwickelt werden, ein Kernkraftwerk der dritten Generation. In Finnland entsteht das erste KKW in Europa seit Tschernobyl, das schlüsselfertig von Framatome und Siemens erstellt wird. Drei Milliarden Euro läßt sich die finnische Regierung den Bau des größten und modernsten Atomreaktors ERP der Welt kosten.

Deutsche Kerntechniker sind an der Belieferung von 17 deutschen KKW mit Brennstäben aus angereichertem Uran beteiligt, ebenso an Modernisierungs- und Nachrüstungsarbeiten. Mit der Nachrüstung könnte die Laufzeit der Atomreaktoren auf insgesamt 60 Jahre verlängert werden, dazu müßte aber der Vertrag zwischen Regierung und Atomwirtschaft abgeändert werden.

Prof. Dr. Rüdiger Ruhnau, Leiter der Forschungsstelle Umwelt und Chemie-Industrie, FUCI.

»Einheitsfront gegen die Opfer«

Karl Feldmeyer, langjähriger Korrespondent der »Frankfurter Allgemeinen Zeitung« in Bonn und Berlin und auch Autor dieser Zeitung, wird für sein journalistisches Lebenswerk mit dem Theodor-Wolff-Preis ausgezeichnet. Wir nehmen dies zum Anlaß, einen Text zum Thema »Enteignungen in der SBZ 45–49« zu dokumentieren, der auf einer Rede Feldmeyers in Hannover – in Anwesenheit des Ministerpräsidenten Christian Wulff – basiert.

Jeder von uns weiß, daß der endgültige Verlust von Eigentum viele Menschen hart trifft, denn es geht um mehr als um einen bloßen Vermögensgegenstand“, so Bundeskanzler Helmut Kohl am 30. Januar 1991 vor dem Bundestag. „Das gilt vor allem für jene, die zwischen 1945 und 1949 auf besatzungsrechtlicher oder besatzungshoheitlicher Grundlage enteignet wurden. Für die Betroffenen war eine andere Lösung in den schwierigen Verhandlungen des vergangenen Jahres nicht zu erreichen. Der Fortbestand der Maßnahmen zwischen 1945 und 1949 wurde von der Sowjetunion zu einer Bedingung für die Wiedervereinigung gemacht. Ich sage klar: Die Einheit Deutschlands durfte an dieser Frage nicht scheitern.“

Dem hat Gorbatschow vielfach widersprochen; der damalige Innenminister Schäuble, der den Einigungsvertrag einschließlich der Beibehaltung der „Bodenreform“ ausgehandelt hat, hat nach langem Schweigen in einem Interview in der „Welt“ erklärt, er habe diese Behauptung nie erhoben, es sei ihm darum gegangen, den Bürgern der DDR die Aufhebung der „Bodenreform“ zu ersparen. Auch Helmut Kohl hat nicht dementierten Berichten zufolge inzwischen eingestanden, daß die Behauptung, die er dem Bundestag gegeben hatte, nicht zutrifft.

Somit ist festzustellen: Erstens, daß das Parlament vorsätzlich getäuscht und seine Zustimmung unter Vorspiegelung falscher Fakten herbeigeführt wurde; zweitens, daß auch das Bundesverfassungsgericht sein Urteil unter Zugrundelegung von Fakten gefällt hat, die unzutreffend waren. Und zwar all dies absichtlich. All das ist seit Jahren öffentlich bekannt.

Nicht weniger erstaunlich ist, daß dies zu keinerlei Reaktionen geführt hat. Weder hat das Bundesverfassungsgericht Anstoß daran genommen und sich genötigt gesehen, sich über den Sachverhalt ein eigenes Bild zu machen und gegebenenfalls sein Urteil vom April 1991 zu korrigieren, noch hat sich der Bundestag für den Sachverhalt interessiert und sich mit dem dringenden Verdacht befaßt, betrogen worden und hierdurch an einer Verletzung des Grundgesetzes und seiner Eigentumsgarantie beteiligt worden zu sein.

Jeder der Sachverhalte, die ich hier erwähne, gibt in jedem normalen Rechtsstaat als Ungeheuerlichkeit, die rechtliche wie politische Konsequenzen hat. Was ist Nixons Watergate-Skandal, der ihn das Amt gekostet hat, gegen diese Vorwürfe? Nicht einmal „peanuts“.

Aber nicht nur dies unterscheidet die Bundesrepublik. Anders ist auch das Verhalten der Öffentlichkeit und der Medien. Sie haben offenkundig alle kein Interesse daran, daß diese Vorgänge geklärt und aufgearbeitet werden. Der Grund dafür ist uns bekannt: Es gibt eine Einheitsfront gegen die Betroffenen, „die Junker“. Sie werden faktisch aus dem Prinzip der Gleichheit aller vor dem Recht ausgenommen.

Derselbe Kanzler, der dies zu verantworten hat, hat die Formulierung von der „Gnade der späten Geburt“ geprägt. Er meinte damit den Umstand, daß er und seine Generation dadurch, daß sie zwischen 1933 und 1945 zu jung gewesen waren, um in schuldhaftes Handeln verstrickt werden zu können, Glück gehabt hätten. Zu dieser Gnade gehört aber auch, daß sie die Chance enthält, aus der Erfahrung zu lernen.

Hat er das gelernt? Hat das die politische Klasse der Bundesrepublik gelernt? Ich kann diese Frage nicht mit Ja beantworten. Was Kohl und seine Regierung, was die Parteien, die Medien und die öffentliche Meinung in Sachen Bodenreform zu vertreten haben, ist die Ausgrenzung der von den Kommunisten Entrechteten und Enteigneten aus der Anwendung des Prinzips der „Rechtsgleichheit für alle“. Und das stellt sich für mich als Rückfall dar. Mir fällt als Beleg hierfür das Reichsbürgergesetz vom September 1935 ein, das mit der Einführung einer heimtückischen Unterscheidung zwischen Reichsbürgern und Staatsangehörigen des Deutschen Reiches die rechtliche Diskriminierung der Juden vollzog. Von Mord und Totschlag war in diesem Gesetz natürlich nicht die Rede, sondern „nur“ von der Aberkennung der Befähigung, Beamter, Arzt, Rechtsanwalt, Unternehmer zu sein. Es gibt Juristen, die es für bemerkenswert halten, daß dieses Gesetz rechtstechnisch ganz einwandfrei gewesen sei. Und es gab hochqualifizierte Juristen wie Globke und E. R. Huber, die das genau so sahen und kommentierten.

So groß die Unterschiede zwischen beiden Sachverhalten, zwischen 1935 und 1991, ansonsten auch sind, eines bleibt festzuhalten: In beiden Fällen geht es um die Ausgrenzung einer Gruppe aus der Rechtsgemeinschaft nicht nur durch Gesetze, sondern durch die Außerkraftsetzung des Grundgesetzes. In meinen Augen macht dies die Bedeutung des Vorganges aus, mit dem wir es zu tun haben. Daß hierdurch die rechtlichen Eigentümer ihres Eigentums beraubt bleiben – diesmal durch die Entscheidung eines Staats, der Rechtsstaat zu sein beansprucht –, ist eine Ungeheuerlichkeit und dennoch nachgeordnet, wenn man erkennt, daß es hier um viel mehr geht, nämlich um den Rechtsstaat selbst. In Goerdelers nie gehaltener Regierungserklärung wurde die Wiederherstellung der Unverletzbarkeit des Rechtes als oberstes Ziel der Absetzung Hitlers genannt. Heute werden er und seine Mitverschworenen als Blutzeugen des demokratischen Deutschland in Anspruch genommen und auch dieses Jahr wieder am 20. Juli gefeiert. Ihnen das 1945 von den Kommunisten geraubte Eigentum zurückzugeben aber ist die Bundesrepublik nicht bereit. Axel von Busche, der sein Leben geben wollte, um die Welt von Hitler zu befreien, mußte erleben, daß ihm die Rückgabe verwehrt wurde. Er starb 1994 enttäuscht und verbittert ob des Verhaltens seiner vermeintlichen Freunde, und er ist nur einer von vielen Betroffenen. Die Weigerung der Regierenden, sich unter das Recht zu stellen, statt sich darüber hinwegzusetzen, geht einher mit dem Verlust der Fähigkeit, sich zu schämen.

Das ist der Befund, zu dem ich gekommen bin. Er ist bitter. Für mich besonders beklemmend ist dabei das Verhalten des Bundesverfassungsgerichtes. Zumindest für einen Nichtjuristen wie mich ist es schlicht unbegreiflich, daß es nicht bereit war, sein Urteil von 1991 zu prüfen, nachdem begründete Zweifel an den Fakten aufgekommen waren, auf denen sein erstes Urteil gründete. Zur Begründung werden – so vermute ich – Verfahrens- oder Zuständigkeitsaspekte in Anspruch genommen. Das ist eine Fachdiskussion unter Juristen, die ich ihnen überlasse. Für mich ergibt sich eine ganz andere Erklärung. Sie findet sich in dem Sammelband „Wiedergutmachungsverbot?“, der 1998 erschienen ist. Darin bezweifelt der ehemalige Verfassungsgerichtspräsident und spätere Bundespräsident Roman Herzog, daß es der Gerechtigkeit diene, das erlittene Unrecht bei denen wiedergutzumachen, bei denen dies sachlich noch möglich ist, weil der enteignete Grund und Boden ja noch existiert, während anderes Unrecht, wie Haft oder Zwangsadoption nicht rückgängig gemacht werden könnten. „Ist es gerecht, einen kleinen Teil der Unrechtsopfer voll zu entschädigen, wenn man weiß, daß es bei allen anderen nicht mehr möglich ist?“ fragt Herzog und läßt erkennen, daß der damalige Vorsitzende des Zweiten Senats, der die Sache zu verhandeln hatte, die Rückgabe als nicht gerecht ansah. Das ist eine Haltung, die dem Grundsatz aller Rechtspflege widerspricht, daß es keinen Anspruch auf Gleichheit im Unrecht gibt.

Ich schäme mich, daß es heute in Deutschland wieder möglich ist, einen Teil der Bevölkerung von den Grundrechten des Grundgesetzes auszunehmen, ohne daß die Öffentlichkeit sich empört. Ich schäme mich dafür, und ich sage das hier auch öffentlich. Denn ich möchte später nicht zu denen gehören, denen nachgesagt wird, sie hätten nichts getan, als sich das in Deutschland ereignet hat.



Gedanken zur Zeit:

Alte Menschen – altes Eisen?

Von Hans-Jürgen Mahlitz

Deutschland vergreist – diese keineswegs neue und auch keineswegs nur beunruhigende Weisheit hat Bundespräsident Horst Köhler jüngst bei der Eröffnung des Deutschen Seniorentages in Köln auf ganz eigene Weise verdeutlicht. „Wer in diesem Land 100 Jahre alt wird, der bekommt einen Glückwunschbrief vom Bundespräsidenten. 1985, es war die Zeit Richard von Weizsäckers, gingen 899 Briefe ins Land. Im vergangenen Jahr konnte ich schon 4 360 Hundertjährigen gratulieren. Und wenn es bei der bisherigen Tradition bleibt, dann schreibt ein Bundespräsident künftig mehr als eine Million Glückwunschbriefe pro Amtszeit.“

Daß voraussichtlich fast die Hälfte der heute Geboren den Hundertsten werde feiern können, ist für Köhler „eine sehr schöne Sache“. Wenngleich er nicht verdrängt, daß sich manchem auch „die dunkle Seite des Alters“ offenbaren wird.

Mit beidem hat der Präsident recht. Es ist toll, daß medizinischer Fortschritt und soziale Rahmenbedingungen es immer mehr Menschen ermöglichen, ein so hohes Alter zu erreichen. Daß aber „Alter als Chance“ (so das Motto des Seniorentages) viel zu wenig genutzt wird, ist ein himmelschreiender Skandal.

Worauf soll sich ein heute 50jähriger noch freuen, wenn seine statistische Chance, noch 30 Jahre zu leben, überlagert wird von der statistischen Drohung, in vielleicht zwei oder drei Jahren seinen Arbeitsplatz zu verlieren? Ist es ein Segen, bereits als nicht einmal wirklich alter Mensch bereits zum „alten Eisen“ gezählt zu werden? Wahrhaft „schöne“ Aussichten: mit 55 arbeitslos, mit 57 Sozialhilfe, mit 67 dann endlich das, was von Blüms „sicherer“ Rente noch übriggeblieben ist; bis dahin spekulieren kluge Querdenker vielleicht schon darüber, zusätzlich zum höheren Renteneintrittsalter auch ein „Rentenaustrittsalter“ einzuführen – mit 75 ist Schluß, weiterleben auf eigene Gefahr (und eigene Kosten)!

Daß Fachwissen, Erfahrung und Menschenkenntnis älterer Menschen in der Wirtschaft immer wichtiger werden, wie Köhler zu Recht anmahnt – die Betroffenen merken bislang nichts davon. Meist zählt nur eins: Sie sind zu teuer, müssen Platz machen für Jüngere, die nicht immer besser, immer aber billiger sind. Sie werden nicht mehr benötigt, und oft genug läßt man sie es auch spüren, wie sehr sie den Sozialsystemen zur Last fallen.

Denn auch dies ist die dunkle Seite des Alters: Mit jedem Lebensjahr steigt die Anfälligkeit für Krankheiten und Verletzungen. Was den Jüngling gerade mal beiläufig husten läßt, wirft den Senior für Wochen aufs Krankenlager. Der Beinbruch, den die junge Sportlerin eher als lästige Unterbrechung der Karriere empfindet, bringt die osteoroposegeplagte Rentnerin in Lebensgefahr.

Der Preis der steigenden Lebenserwartung schlägt sich nieder in davongaloppierenden Gesundheitskosten. Wenn wir uns mit dem Bundespräsidenten über die „schönen“, die lichten Seiten des Alters freuen wollen, müssen wir bereit sein, diesen Preis zu zahlen.



Daß sie für Deutschland beim „Eurovision Song Contest“ antraten, die Herren mit ihren Cowboyhüten und der Dame Jane Comerford, die sich selbst als „Texas Lightning“ bezeichnen, darauf mußte der Stammtisch im Deutschen Haus erst einmal kommen. Den Älteren sind „Lightnings“ als gefährliche alliierte Flugzeuge in Erinnerung, vor denen auch flüchtende Frauen und Kinder nicht sicher waren. Und wer später die mittlerweile zu Freunden gewordenen Amis besuchte, wußte nur, daß „Texas Lightning“, also „Texas Blitz“, in der amerikanischen Umgangssprache so etwas wie die Umschreibung eines Versicherungsbetruges ist, wie im Deutschen „warme Sanierung“ oder auch „heiße Renovierung“.

„Sei's drum“, hieß es am Stammtisch, sich in Deutschland amerikanisch zu geben, sei eben „in“, und dabei an alles zu denken, eben Glückssache.

Viel schlimmer sei es hingegen, meinte der Stammtisch, wenn Deutschlands Innenminister Wolfgang Schäuble offiziell von „No-Go-Areas“ spreche, um damit auszudrücken, daß es keine Zonen in Deutschland geben dürfe, wo das Gewaltmonopol des Staates nicht gelte. Kritiklos werde damit eine Wortschöpfung übernommen, von der viele nur vermuten können, was sie bedeute. Reisewarnungen, wie sie in vielen Teilen der Welt ausgesprochen werden müssen, seien für Deutschland umstritten, wurde am Stammtisch festgestellt. Bayerns Innenminister Günther Beckstein meinte: „Ein Türke lebt in München im Zweifel sicherer als in Ankara oder Istanbul.“

Euer Michel

MELDUNGEN

Franzosen bleiben beim Nein

Brüssel – Während Anfang der Woche zahlreiche EU-Politiker den nach zähem Ringen verabschiedeten Kompromiß zur weitgehenden Öffnung der europäischen Dienstleistungsmärkte als „Symbol für die neue Kraft in Europa“ feierten, schwappte die Begeisterung nicht auf das französische Volk über. Nach einer am Montag von der Zeitung „Le Parisien“ veröffentlichten Umfrage hinsichtlich der Volksabstimmung zur EU-Verfassung würden gegenwärtig 52 Prozent der Befragten mit Nein und 48 Prozent mit Ja stimmen. Eine andere Studie, die die wachsende Abneigung verdeutlichen soll, hatte ergeben, daß 98 Prozent der Verfassungsgegner von 2005 heute ihr Nein erneuern würden. Bei den Befürwortern des Verfassungsreferendums waren es hingegen nur 89 Prozent, die genauso wie im Vorjahr abstimmen würden. *R. B.*

Einheitliches Bild nach außen

Brüssel – Die EU-Außenpolitik verfüge über eine nicht zufriedenstellende Koordination, so das Ergebnis einer von EU-Kommissionspräsident José Barroso in Auftrag gegebenen Untersuchung zum Thema Effizienz der europäischen Außenpolitik. Das Papier schlägt vor, EU-Chefdiplomat Javier Solana mehr Kompetenzen einzuräumen, damit die EU nach außen hin ein einheitlicheres Bild abgibt. Während der Einfluß des EU-Außenkommissars und der nationalen Außenminister geschmälert werden soll, soll neben dem Solanas ein weiteres Amt gestärkt werden: das des EU-Kommissionspräsidenten (Barroso). *Bel*

Mit aller Gewalt

Präsident Mugabe macht Simbabwe zum Armenhaus

Von H.-J. von Leesen

Von Monat zu Monat wird es deutlicher, daß die Welle von Afrikanern, die illegal nach Europa vordringen, immer mächtiger wird. Tausende versuchen, über arabische Länder und über das Mittelmeer nach Italien zu gelangen; immer größer wird der Strom von Menschen aus Westafrika, die über das Meer spanische Gebiete erreichen wollen. Menschenschmuggel-Organisationen machen sich erbötig, gegen Zahlung erheblicher Beträge ausreisewillige Afrikaner ins Sozialparadies Europa zu schleusen. Die zunächst betroffenen Länder mobilisieren jetzt das Militär, um ihre Länder abzuschirmen, und die übrigen europäischen Nationen täten gut daran, sie dabei zu unterstützen. Denn der Weg führt die Afrikaner über Spanien und Italien weiter nach Norden, um dorthin zu gelangen, wo, was sich inzwischen in den Heimatländern herumgesprochen hat, am großzügigsten mit dem Geld der eigenen Steuerzahler umgegangen wird, um die eingedrungenen Afrikaner zu versorgen.

Ursache für die Flucht sind die katastrophalen Zustände in den meisten schwarzafrikanischen Gebieten. Sie werden von europäischen Gutmenschen gern auf die Kolonialzeit zurückgeführt, unsinnige Vorwürfe, liegt sie doch schon über 40 Jahre zurück, in denen die einheimischen, häufig an europäischen und amerikanischen Universitäten und Militärakademien ausgebildeten Regierenden hätten beweisen können, daß sie mit den ihnen von den Kolonialmächten zurückgelassenen Pfunden wuchern können. Das Gegenteil ist geschehen: Überall sind die Verhältnisse weitaus schlimmer geworden als zu Zeiten der europäischen Kolonialherren.

Nicht nur Europa, sondern alle Industriestaaten bemühen sich seit Jahrzehnten, in den Entwicklungsländern durch Entwicklungshilfe den sozialen und wirtschaftlichen Fortschritt zu beschleunigen. Die Ergebnisprüfung des schon lange währenden Stromes von Geldern hätte schon längst zu einer fundierten und dann auch vernunftgerechten neuen Art von Politik den unterentwickelten Ländern gegenüber führen müssen. Und tatsächlich gibt es seit Jahrzehnten sachverständige Warner, ohne daß sie Wesentliches in den Köpfen der für die Politik der entwickelten Länder Verantwortlichen erreicht hätten. Weiter wird das Geld in die Kassen der korrupten Regierungen gepumpt.

Ein extremes Beispiel für eine geradezu verbrecherische Staatsführung und die entsetzlichen Folgen ihrer Politik bietet die frühere „Schweiz Afrikas“, Rhodesien, heute „Republik Simbabwe“, im südlichen Afrika. Der dortige Präsident, ein extremer Marxist, verkündete als erster offen sein Ziel, allen Besitz der Weißen zu enteignen. Tatsächlich gelang es seinem Regime, mit Hilfe der erzwungenen Ein-Parteien-Herrschaft 4000 bis 5000 weiße Farmer entweder zu vertreiben oder zu ermorden. Ihre Farmen wurden entweder aufgeteilt und an Kleinbauern vergeben, oder Günstlinge und Parteigänger des schwarzen Diktators rissen sich den Besitz unter den Nagel, um ihn als Statussymbol vorzuweisen. Das Ergebnis: Die vorher blühenden Farmen verkamen in wenigen Jahren und werfen heute kaum noch Erträge ab. Das alles störte den Staats- und Regierungschef Robert Gabriel Mugabe von der Zanu-Partei überhaupt nicht. Immer fester zog er die Schraube an, verlangte mehr Entwicklungshilfe und Schuldenerlaß. Wer kritisierte, verlor alle Rechte. Um den Enteignungen weißer Farmen nachträglich eine Gesetzesgrundlage zu verschaffen, veranlaßte er Mitte des Jahres 2005 eine Verfassungsänderung, die den Raub nachträglich legalisierte.



Verstört: Eine Frau klagt über die Zerstörung ihrer Slumhütte durch die Polizei. Foto: Reuters / Corbis

2005 ging er gegen die armen Schwarzen unter seinen Untertanen vor. Unter dem Namen „Operation Müllentsorgung“ wurden die um die Städte herum im Laufe der Zeit entstandenen Armensiedlungen abgerissen ohne Rücksicht auf die darin lebenden Menschen.

Seit 2000 ist das Bruttoinlandsprodukt um 40 Prozent zurückgegangen; die landwirtschaftliche Produktion brach komplett zusammen. Die Deviseneinnahmen aus der Tabakproduktion verringerten sich 2004 um 35 Prozent. Angesichts der immensen Arbeitslosigkeit wandern qualifizierte Arbeitskräfte ins Ausland ab. Vier Millionen Simbabwer hungern. Aber der Kommunist Mugabe treibt seine Wahnsinnspolitik weiter.

2002 stellte die Bundesrepublik Deutschland ihre Entwicklungshilfezahlungen an Simbabwe ein; bis dahin waren 670 Millionen Euro in den Staat geflossen, obwohl die Entwicklung absehbar war.

Die Medien melden, daß soeben die Inflation die 1000-Prozent-Marke übersprungen hat. Im Durchschnitt verdient ein Arbeiter in Simbabwe monatlich (umgerechnet) 148 Dollar, doch benötigt angesichts der Schwarzmarktpreise für selten gewordene Güter, und dazu gehören die Grundnahrungsmittel, eine durchschnittliche Familie von sechs Personen mindestens 415 Dollar im Monat. Soldaten bekommen, nachdem kürzlich eine erhebliche Erhöhung vorgenommen wurde, einen Sold von etwa 280 Dollar im Monat, ein Lehrer erhält 310 Dollar – das alles liegt weit unter dem Existenzminimum.

Allmählich beginnt die Bevölkerung zu rebellieren. Die Gewerkschaften drohen mit Generalstreik, der Farmarbeiterverband verlangt eine kräftige Lohnerhöhung für seine Mitglieder – die auf den den Weißen weggenommenen Farmen tätigen Landarbeiter erhalten von den neuen Arbeitgebern nicht mehr als einen Lohn von monatlich umgerechnet 12 Dollar und hungern. Das ist aus der größten Volkswirtschaft im südlichen Afrika nach der Vertreibung der Weißen geworden!

Wenn der dafür Verantwortliche, Robert Mugabe, nun eine Wirtschaftsreform ankündigt in der Hoffnung, damit ausländisches Kapital anzulocken, so zeugt das nur von seiner ideologischen Verbohrtheit und seiner Wirklichkeitsblindheit. Soeben forderte er gar die einst vertriebenen und enteigneten weißen Farmer auf, zurückzukehren und ihre nun Mugabes Cliquen gehörenden Farmen zu pachten. Tatsächlich sollen sich bereits einige Farmer auf diesen Kuhhandel eingelassen haben, wie die „FAZ“ berichtete.

Das Alarmierende: Obwohl jeder sehen kann, wohin die Verjagung der Weißen führt, gibt es Kräfte in Namibia und in Südafrika, die daran gehen, Mugabes Politik auch in ihrem Lande zu exerzieren.

Startschuß für ein neues Wettrüsten

Die USA umwerben osteuropäische Staaten als Stützpunkt für ihr Raketen-Abwehrsystem

Von Dietrich Zeitel

In den vergangenen Tagen ließ die US-Regierung durch ihr Angebot, Europa unter ihr teures, technisch gesehen aber unausgereiftes Raketenabwehrsystem holen zu wollen, aufhorchen. Konkret wurden Polen und die Tschechei als mögliche Standorte für Abwehrraketen ins Gespräch gebracht, von denen aus feindliche Langstreckenraketen abgeschossen werden könnten. Von wo diese Raketen erwartet werden, daran ließ die Regierung Bush keinen Zweifel aufkommen; explizit wurde der Iran als möglicher Aggressor genannt. Mit dieser Offerte ist das fragwürdige US-Raketenabwehrsystem, das US-Präsident Ronald Reagan 1983 als sogenannten „Krieg der Sterne“ aus der Taufe gehoben hatte, wieder in die Diskussion gekommen. Dieses Unternehmen ist eines der bislang teuersten Rüstungsprojekte der Vereinigten Staaten und stellt bisher nach Ansicht vieler Experten einen, um es vorsichtig zu sagen, Mißerfolg dar. Angeblich sollen in dieses System bis heute etwa 100 Milliarden US-Dollar investiert worden sein. Offizielle Zahlen seitens des Pentagons gibt es nicht, da es bisher keine Gesamtkostenschätzung veröffentlicht hat. Allerdings liegen Zahlen des US-Rechnungshofs vor, das bei einer Weiterverfolgung dieses Projekts bis zum Jahre 2024 Gesamtkosten in Höhe von 247 Milliarden Dollar kalkuliert hat.

Vereinigte Staaten hoffen auf finanzielle Unterstützung

Wird das Raketenabwehrsystem eines Tages jene Effizienz erlangen, die sich deren Protagonisten erhoffen, dann würden feindliche Langstreckenraketen mit Hilfe von Sensoren zu Lande, zu Wasser und in der Luft sowie im Weltraum rechtzeitig identifiziert, über Radar verfolgt und mittels Abfangraketen rechtzeitig vernichtet werden, und zwar entweder direkt nach dem Start oder spätestens in der Endphase ihres Fluges in Richtung USA. Von diesem Szenario sind die USA aber weit entfernt. Trotz der dürftigen Ergebnisse der bisherigen Tests erwägt das Pentagon, Abfangraketen in Alaska und auf der Luftwaffenbasis Vandenberg in Kalifornien zu stationieren. Wohl auch, um die finanziellen Lasten etwas erträglicher zu gestalten, versucht die US-Regierung seit längerem, befreundete Staaten unter ihr Raketenschutzschild zu holen; eine Initiative, die bisher nur in Osteuropa, insbesondere in Polen und der Tschechei, eine gewisse Resonanz fand, so daß das US-Angebot an diese beiden Staaten nicht besonders überrascht. In Europa waren darüber hinaus bis dato nur Dänemark und England bereit, ein Frühwarn-Radarsystem zu installieren. Auch Japan signalisierte Interesse an der einen oder anderen Komponente des Abwehrsystems.

Das aktuelle Angebot der USA in Richtung Osteuropa hat allerdings Implikationen, die geeignet sind, das strategische Wettrüsten, das mit dem Ende des Kalten Krieges gegenstandslos geworden ist, wieder nachhaltig anzuheizen. Der Hinweis auf eine angebliche Bedrohung Europas durch iranische Raketen dürfte angesichts der eher bescheidenen militärischen Optionen des Irans doch zu fadenscheinig sein, um als ernsthaftes Argument gelten zu können. Vieles spricht dafür, daß die US-Offerte vor allem ein eindeutiges Signal in Richtung Rußland ist. In diesem Zusammenhang ist nicht nur die geplante Ausdehnung des US-Raketenschildes zu nennen, sondern auch die Neuausrichtung der US-Atomwaffenpolitik insgesamt, wie es zum Beispiel in dem militärischen Planungsdokument „CONPLAN 8022“ zum Ausdruck kommt, das auch den Einsatz von Nuklearwaffen vorsieht. Bis vor kurzem war über das in diesem Dokument entfaltete Szenario und dessen Variante „8022-2“ (zusammen als „Global Strike“ bezeichnet) wenig bekannt geworden. Neuerdings hat aber die renommierte „Federation of American Scientists“ (FAS) eine Studie über dieses Planungstableau veröffentlicht, das einen guten Überblick über dessen Kernelemente gibt.

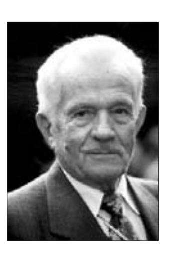
„Global Strike“ fußt demnach auf der Doktrin des „präemptiven Nuklearkriegs“, die die Bush-Regierung in der „Nuclear Posture Review“ (NPR) aus dem Jahre 2002 formuliert hat. Sie schließt den Einsatz von Kernwaffen bei „chirurgischen Schlägen“ nicht aus. Das bedeutet mit anderen Worten: Der NPR bildet die Grundlage für den Einsatz von taktischen Atomwaffen unterhalb der Schwelle von Atomwaffen im Rahmen „konventioneller Konflikte“. Unter Kernwaffen wird hier eine neue Generation von taktischen Kernwaffen verstanden („low field mini-nukes“), die eine Explosionskraft von bis zu sechs Hiroshima-Bomben haben sollen, für Zivilisten aber angeblich „ungefährlich“ sein sollen, da sie unter der Erde explodierten. Nach Auffassung der Regierung Bush seien sie als „Abschreckungsmittel“ gegen „Schurkenstaaten“ wie den Iran oder Nord-Korea unverzichtbar. Die Notwendigkeit, Präventivschläge zu führen, wird also daraus abgeleitet, daß „Schurkenstaaten“ und „Terroristen“ Massenvernichtungswaffen nicht als „letztes Mittel“ betrachteten, wie es der Publizist Florian Rötzer ausdrükkte, sondern als „Option“ verständen, die sie auch gegen die USA und ihre Alliierten einsetzen würden, „wenn sie im Besitz von entsprechenden weitreichenden Raketen sind“. Zudem hätte die Geschichte gezeigt, daß es trotz größter Bemühungen seitens der USA „militärische Überraschungen und ein Scheitern von Diplomatie, Geheimdienste und Abschreckung geben könne“ (Online-Magazin „Telepolis“, 6. April). Aus dieser Deutung wird noch eine weitere Schlußfolgerung abgeleitet, die jetzt im Hinblick auf Polen und die Tschechei nochmals augenfällig geworden ist. Da die Vereinigten Staaten von jedem Standort auf dem Globus bedroht werden könnten, müßten sich auch ihre Verteidigungsmaßnahmen dieser Herausforderung anpassen, was auf deren Globalisierung hinausläuft.

Rußland reagiert nervös auf US-Pläne

„CONPLAN 8022“ stellt in diesem Zusammenhang die operative Umsetzung der NPR dar. Hierfür wurde dem US-Strategic Command (USSTRATCOM) in Nebraska die Rolle eines „Projektkoordinators“ zugewiesen, der für die Abstimmung aller einschlägigen Operationen zuständig ist. Weiter wurde mit dem „Joint Functional Component Command Space and Global Strike“ (JFCSGS) eine neue Befehlsebene ins Leben gerufen, die die Aufgabe hat, die Auslösung eines „präemptiven“ nuklearen Angriffs gegen „Schurkenstaaten“ zu überwachen. Aber auch Ziele ganz anderer Art sind denkbar, wie Hans Kristensen vom „Nuclear Information Project“ im „Japanese Economic Newswire“ Ende Dezember 2005 anmerkte. Kristensen schrieb sinngemäß, das es nichts gebe, was die Amerikaner daran hindern könnte, „CONPLAN 8022“ „bei begrenzten Szenarien gegen russische und chinesische Ziele anzuwenden“. Dieses Urteil kommt nicht von irgend jemandem; Kristensen wird zu den seriösesten unabhängigen Experten im Hinblick auf die US-Nuklearpläne gezählt. Entsprechend nervös hat das russische Verteidigungsministerium auf die mögliche Ausdehnung des US-Raketenschildes in Richtung Osteuropa reagiert. Schon vor Bekanntwerden der aktuellen US-Offerte an Europa behaupteten die Russen, Raketen getestet zu haben, die angeblich in der Lage seien, den US-Raketenschild zu umgehen. Aktuell hat das russische Verteidigungsministerium laut dem bereits zitierten Florian Rötzer („Telepolis“, 23. Mai) deutlich gemacht, daß die Stationierung von Abfangraketen in Polen „einen negativen Einfluß auf das gesamte europäisch-atlantische Sicherheitssystem“ haben werde. „Die Wahl des Standortes dieses Systems“ sei „seltsam, um es vorsichtig zu sagen“. Die Russen dürften längst begriffen haben, daß der Startschuß für ein neues Wettrüsten seitens der USA längst abgefeuert worden ist.

Noch aber stellt, folgt man den Ausführungen der „National Security Strategy“ des Weißen Haus vom 16. März dieses Jahres, der Iran „die größte Bedrohung für die USA“ dar.

»Moment mal!«



Trillerpfeifen und permanenter Klassenkampf

Von Klaus Rainer Röhl

Gegen den „Gier-Staat“ brachte „Bild“ am Wochenende zwei Millionen Aufkleber an die Kioske: „Stoppt den Steuer-Staat! Den Steuer-Irrsinn.“ Da paßte der gerade zu Ende gegangene Bundeskongreß des Deutschen Gewerkschaftsbundes (DGB) in Berlin gut in die Stimmung. Drei Tage lang donnerten der breitgesichtige, glaubhaft bullig wirkende DGB-Vorsitzende Michael Sommer und seine hoch bezahlten Spitzenfunktionsträger von der Bühne des Berliner Sportpalastes auf seine 400, ebenfalls fast ausschließlich hauptamtlichen Delegierten und die mindestens ebenso zahlreich versammelten Fernseh- und Presseleute herab wie die Schauspieler in Schillers „Don Carlos“ oder in den „Räubern“: Doch nicht der Ruf „Sire, geben sie Gedankenfreiheit!“ war diesmal die Losung, sondern der Ruf nach Würde. Dazu war alles in Rot gehalten, es gab rote T-Shirts, auf denen stand „Arm trotz Arbeit“, und es gab rote Karten in Massen, mit denen man den Arbeitsminister Müntefering vom Platz weisen wollte. Und Trillerpfeifen, mit denen man der Aufforderung Nachdruck verleihen konnte. Es war ordentlich Lärm auf dem Kongreß, als gelte es, die Verdammten dieser Erde aufzuwecken und zu sammeln zum letzten Gefecht.

Weil alles so theatralisch angelegt war, konnte es auf gar keinen Fall ein Happy-End für Angela Merkel und ihren sichtlich verlegenen Arbeitsminister Müntefering geben. Kann man sich den „Don Carlos“ oder die „Räuber“ mit einem friedlichen Ende vorstellen? Das Stück hieß schließlich „Die Würde des Menschen ist unser Maßstab“, zahlbar in Euro. Mit einem Mindestlohn von 7,50 Euro flächendeckend, alles Weitere später. Kassiert wurde mit Drohgebärden, geballten Fäusten und roten Karten und Trillerpfeifen. Doch die richteten sich nicht gegen die Bosse und Heuschrecken, sondern gegen Franz Müntefering und die Kanzlerin, die gar nicht zu denen gehören, die eben den Mindestlohn bewilligen sollten. Vor allen gegen Franz Müntefering, den neuen Buhmann der Genossen und Genossen der Bosse. Da standen die beiden allein gegen die 400. Mein Gott, was sollten sie sagen? Sie sagten nein zu dem hilflosen, blödsinnigen Relikt aus den Tagen der Kommune, der Hoffnung auf neue sozialistische Zeiten, die die DGB-Untertanen heraufdämmern sehen, seit Lafontaine, der große Vorsitzende aus dem Saarland, hauptsächlich aus Gründen einer persönlichen Verärgerung über seine frühere Partei die ehemalige SED/PDS zur „Linkspartei“ aufgemöbelt hat. Lafontaine hingegen sprach vielen bundesdeutschen Gewerkschaftern direkt aus dem Herzen, besonders natürlich denen, teils noch ausgebildet in den guten alten Zeiten der KPD, die den Sozialismus lieben. Auf die Junggewerkschafter machten die KPD-Funktionäre damals, in den 50er Jahren, schon immer Jagd; wer die Jugend hat, hat die Zukunft, dachten sie; mit kostenlosen Urlaubsreisen an die Ostsee und Schulungsabenden und frohem Jugendleben versuchte man es, manchmal mit Erfolg. Die damals Angeheuerten sind zwar längst außer Dienst, aber sie haben inzwischen Nachwuchs herangeschult, das merkte man an der Stimmung, die Altgenossen marschierten im Geist in ihren Reihen mit. Wann wir schreiten Seit an Seit. Die anderen Delegierten waren nur verbittert und sicher auch deshalb delegiert worden.

Da konnten sich Müntefering und Merkel den Mund fusselig reden. Sie konnten die Männer und Frauen mit den Trillerpfeifen nicht überzeugen. Müntefering klang ja nun auch wenig überzeugend, wenn er seine Genossen zur Vernunft und zum Zuhören ermahnte. Hatte er nicht selber auf unzähligen Gewerkschaftsversammlungen gesprochen, wo die Trillerpfeife das Hauptargument gegen den neuen globalen Kapitalismus und die Kapitalströme und die „Heuschrecken“ gewesen war? Nun sagte er seinen früheren Genossen aus der Zeit des Wahlkampfes, der schließlich kaum ein halbes Jahr her ist, „Steckt die Pfeifen weg, und denkt einmal nach!“ Johlendes Hohngelächter antwortet ihm, verdient. Und rote Karten, wie sie der Schiedsrichter auf dem Fußballfeld verteilt, waren von den Organisatoren reichlich ausgegeben worden als aktuelle Anspielung auf die bald beginnende Fußballweltmeisterschaft, und streckten sich ihm entgegen: Rote Karte für den ehemaligen Vorsitzenden der SPD! Weg vom Platz für fortgesetzt unfaires Spiel.

Merkel schlug nicht so viel Haß entgegen. Schließlich erwartet niemand von ihr, Gewerkschaftspositionen einzunehmen. Tapfer, wenn auch in der Aufregung mehr in der Grammatik von Verona Feldbusch, rief sie in den Protestlärm: „Ich werde nichts zustimmen, was nach meiner festen Überzeugung zu weniger Arbeitsplätzen führt, davon können sie ausgehen.“ Überzeugen konnte sie hier niemanden. Die meisten im Saal hörten ohnehin lieber Lafontaine, der mit seinen einfachen und überzeugenden demagogischen Tönen für die SED-Nachfolger warb und genau das sagte, was die Leute hören wollten. Wie der DGB-Chef selber, der unter großem Beifall das Lied vom Klassenkampf anstimmte: Gegen den alten Erbfeind Kapitalismus und das noch schlimmere, weil „seelenlose“ Finanzkapital. Gab es auch mal seelenvolles Finanzkapital? Vielleicht deutsches? Aber man weiß schon was gemeint ist, diese „internationalen Finanzströme“. Die müsse man staatlich bekämpfen, nicht nur durch deutsche Gesetze wie zum Beispiel der Ausbildungsabgabe, neuerdings mit Arbeitsplatzgarantie für die Ausgebildeten („Ausbildung allein genügt nicht!“). Und dann auch gleich Kündigungsschutz für die zwangsweise Eingestellten.



Rote Karte für Müntefering: Die DGB-Genossen gingen vor allem mit dem SPD-Politiker hart ins Gericht. Foto: pa

Keine Schreckschußpistole aus dem sozialistischen Kinderladen, sondern durchdachte DBG-Politik von 2006: Die Bundesrepublik müsse sich für solche Gesetze im ersten Halbjahr 2007 im Rahmen ihrer EU-Ratsmitgliedschaft und des G-8-Vorsitzes einsetzen. Wenn das Stalin noch erlebt hätte!

Wenn erst die Schlupflöcher auf der ganzen Welt dicht sind für das internationale Geld. Was kommt dann, Genosse Sommer? Dann kommt auch die Ausbildungsplatzgarantie für Hauptschüler mit null Schulabschluß und Fähigkeiten, bei vollem Kündigungsschutz. Die Arbeitsplatzgarantie für alle sowieso, unabhängig von Geschlecht, Hautfarbe oder Qualifikation. Unabhängig davon, ob die Betriebe rentabel arbeiten oder ob sie überhaupt arbeiten.

Ja, warum müssen wir eigentlich immer unbedingt arbeiten? Minimallohn kann nur eine Übergangslösung sein. Wirkliche, nicht halbherzige Reichensteuer, seit Abel schon von Kain gefordert, wird den Minimallohn bald auf das Niveau der Reichen steuern, beziehungsweise die Reichen auf das Niveau des Minimallohns sinken lassen. Sicheres Mindesteinkommen, unabhängig von der Arbeit, wurde bereits 1967 in der „Kommune 1“ und wird heute verstärkt innerhalb und außerhalb des DGB gefordert, zum Beispiel von einigen Grünen und den Mitgliedern von Attac. Wenn alle Geld haben, sagen sie, dann konsumieren ja alle tüchtig, und das belebt die Wirtschaft. Und wenn sie nicht gestorben ist, lebt sie noch heute.

DGB-Kongreß und Spaß mal beiseite. Wer sind diese Gewerkschaftsfunktionäre? Was wollen diese Leute wirklich? Nehmen wir hier den Idealfall an: Der Mann (die Frau) will den Arbeitern und Angestellten, die Mitglieder der Gewerkschaften sind, höhere Löhne und bessere Einkommensbedingungen verschaffen; durch zähe Verhandlungen mit den jeweiligen Arbeitgebern, durch Drohungen, durch Reden und Agitieren, notfalls durch Streik. Dazu muß er seine Leute, die ja mehr sind als Patienten und Kunden, sondern Kollegen, zuerst einmal dazu veranlassen, in die Gewerkschaft einzutreten und – auch Mitglied zu bleiben. Und das wollen immer weniger.

So sind die Aussichten für den Beruf des Gewerkschaftsfunktionärs alles andere als gut, sie sind, ehrlich gesagt, mies. Nehmen wir nur ver.di und ihren Mitgliederschwund, die Belastung durch die 14 Streikwochen und dann dieser halbe Erfolg bei der geschwächten Streikkasse, auch der halbe Erfolg nur ermöglicht durch die unerwartete Zersplitterung der Kommunen, Städte und Länder, von denen jeder ein eigenes Süppchen kochte. Nur dadurch fiel die Niederlage von ver.di nicht so groß aus, wie sie hätte ausfallen können. Der Mitgliederschwund wird dadurch nicht entscheidend gestoppt, einen nächsten Streik kann sich ver.di die nächsten zehn Jahre nicht mehr leisten. Was tun so lange mit den Mitgliedern? Die große, bleibende Arbeitslosigkeit macht gewagte Lohnforderungen auch in anderen Branchen zu einer Zwickmühle für die Gewerkschaftsfunktionäre, die entweder unerfüllbare Forderungen stellen und damit auflaufen oder noch stärker an Rückhalt in ihrer Gewerkschaft zu verlieren drohen.

Die Arbeiter sind zwar von Natur solidarisch, aber auch selber hart. Kein Nutzen, keine Mitgliedschaft, weniger Mitglieder, weniger Posten für Gewerkschaftsfunktionäre. Weniger Klassenkampf, weniger Geld in der Kasse. Weniger Geld, weniger angestellte Funktionäre, bis zur Gender-Beauftragten. Der ganze Berufsstand ist bedroht.

So einfach ist das in Deutschland. So einfach erklären sich die rätselhaften klassenkämpferischen Töne auf dem letzten Kongreß des Deutschen Gewerkschaftsbundes, so einfach erklärt sich der scheinbare Wandel des DGB-Vorsitzenden zum Erfinder des Globalen Sozialismus, der permanenten Revolution.

Alle waren gegen Müntefering, der nirgends mehr „Münte“ heißt. Den selbst die „Bild“-Zeitung angreift und fragt: Warum kassieren Sie uns immer ab? Alle lieben Lafontaine und die umgewandelte SED. So konnte Angela Merkel am Ende, ohne Furcht, künftige Wähler zu verlieren, dem DGB sogar ein bißchen à la Gorbatschow drohen: „Wer sich nicht die richtigen Fragen stellt, wird am Ende selbst in Frage gestellt.“

So ist unsere Angela: Ein bißchen Drohen und ein bißchen in Frage stellen und ein bißchen weitermachen.

Die unterschätzte Macht der Landesfürsten

Großfusionen in Österreich gescheitert

Von R. G. Kerschhofer

Das größte börsennotierte Industrieunternehmen Österreichs, der Öl- und Gaskonzern OMV, und der größte Stromproduzent des Landes, die Österreichische Elektrizitätswirtschafts-AG, kurz „Verbund“ genannt, hatten Anfang Mai Fusionspläne bekanntgegeben. Die sind nun gescheitert – am Widerstand der Bundesländer. Die fortdauernden heftigen Debatten zeigen wieder einmal deutlich, daß selbst in Grundsatzfragen wie Privatisierung und Bundesstaatsreform Risse quer durch die Parteien gehen.

Der »größte Tankwart Mitteleuropas« wurde eiligst gestoppt

Die OMV ist „der größte Tankwart Mitteleuropas“ mit Beteiligungen an der Bayernoil (50 Prozent), der rumänischen Petrom (51 Prozent), der türkischen Petrol Ofisi (35 Prozent), an Vertriebsgesellschaften auf dem Balkan sowie an Chemieunternehmungen. Hauptaktionäre der ursprünglich staatlichen OMV sind heute die staatliche Holding-Gesellschaft ÖIAG (31,5 Prozent) und der staatliche IPIC-Fonds des Emirats Abu Dhabi (17,6 Prozent).

Der Verbund betreibt die Laufkraftwerke an Donau, Mur und Drau sowie in Gemeinschaft mit anderen Eigentümern auch die an Salzach, Inn und Enns, desweiteren die Großspeicherkraftwerke in den Hohen Tauern, neun thermische Kraftwerke und das gesamte Höchstspannungsnetz Österreichs. Hauptaktionär ist wiederum die ÖIAG mit 51 Prozent, doch die Landesgesellschaften von Wien, Niederösterreich und Tirol halten zusammen eine Sperrminorität.

Die Bundesländer in Österreich haben zwar weniger Befugnisse als die in Deutschland – der Chef einer Landesregierung heißt auch nur „Landeshauptmann“, nicht Ministerpräsident. Die Praxis zeigt aber, daß die „Hausmacht“ der Parteiführer ausschlaggebend ist, und die residiert nicht in den Parteizentralen, sondern in den Bundesländern. In der SPÖ geht daher nichts ohne den Landeshauptmann von Wien, Bürgermeister Häupl, und in der ÖVP fast nichts ohne den niederösterreichischen Landeshauptmann Pröll. Die Macht der Landeshauptleute manifestiert sich ganz wesentlich in der Vergabe von Posten und Aufträgen. Privatisierungen von landeseigenen Betrieben reduzieren diese Macht und werden daher eher nur zum Stopfen von Budget-Löchern vorgenommen, weniger aus wirtschaftlichen Gründen.

Der Haken beim Fusionsprojekt war, daß der Staatsanteil am Verbund durch ein Verfassungsgesetz festgeschrieben ist. Zu dessen Änderung wäre eine Zweidrittelmehrheit und damit die Zustimmung der SPÖ nötig. SPÖ-Chef Gusenbauer ließ erkennen, daß sich die Partei auch mit einer staatlichen Sperrminorität von 25,1 Prozent begnügen würde. Doch dann lief die Sache schief: Wirtschaftsminister Bartenstein (ÖVP) forderte die Bundesländer auf, sie sollten die Beteiligungen auch an ihren Landesgesellschaften auf 25,1 Prozent reduzieren. Und die Landeshauptleute ihrerseits forderten – über alle Parteigrenzen hinweg – einen Staatsanteil von 51 Prozent an der aus OMV und Verbund entstehenden neuen Gesellschaft. Was auf Wiederverstaatlichung hinauslaufen würde.

Prompt wurde gewitzelt, die OMV habe sich beim Fusionsplan von Gasprom inspirieren lassen, die „Landesfürsten“ aber vom bolivianischen „Verstaatlichungs“-Präsidenten Morales. Die Frage Privatisierung oder Verstaatlichung läßt sich heute allerdings nicht mehr so eindeutig beantworten wie früher. Denn es ist zwar empirisch bewiesen, daß Privatisierungen die betriebliche Rentabilität erhöhen. Doch ebenso, daß dies nicht immer ein Vorteil für die Volkswirtschaft ist: In Zeiten hoher Arbeitslosigkeit werden die hinwegrationalisierten Mitarbeiter weniger für andere produktive Tätigkeiten „freigesetzt“, als vielmehr dem Sozialsystem überantwortet.

Rentabilität führt häufig zu negativen Nebeneffekten

Jüngste Ereignisse wie die Gaskrise der Ukraine haben auch die Versorgungssicherheit wieder in den Vordergrund gerückt – und da ist immer der Staat gefragt, denn Sicherheit ist „unrentabel“. Die Privatisierung von Infrastruktur erweist sich als besonders heikel, denn Rentabilität geht dabei entweder zulasten der Qualität oder der Versorgungsdichte. Marktöffnung und Konkurrenz führen zunächst zwar zu Verbesserungen und Verbilligungen – Musterbeispiel Telekommunikation. Doch laufend neue Fusionen von Anbietern lassen durchaus begründete Ängste entstehen, daß sich früher oder später wieder Monopole entwickeln – noch dazu private und vielleicht sogar ausländische. Auch wenn im aktuellen Fall die „Landesfürsten“ durchaus eigennützig agiert haben mochten, so ist es doch unverkennbar, daß sich selbst im bürgerlichen Lager ein „nationalistisches“ Umdenken in den Fragen Privatisierung und Globalisierung abzeichnet.

Was eine gute Lehre ausmacht

Private und staatliche Hochschulen und die Gründe ihres Erfolges

Von GEORGE TURNER

Bei den Wirtschaftswissenschaften werden private Institute, die sich trotz ihres schmalen Fächerspektrums „Universität“ nennen, von Dritten qualitativ nicht selten vor den staatlichen eingeordnet. Das paßt dann in die Argumentation, daß es privater Einrichtungen bedürfe, um hervorragende Absolventen und damit Berufseinsteiger für den internationalen Wettbewerb zu gewinnen. Da wird behauptet, die deutschen Universitäten entließen nicht die hervorragend ausgebildeten Absolventen, welche die Wirtschaft benötigt. Dies ist nachweislich falsch. In großer Zahl treten sehr gut qualifizierte examinierte Abgänger deutscher Hochschulen in die Unternehmen ein. Woher kommen ansonsten die Erfolge? Daß es daneben auch andere, weniger gute gibt, welche die Hochschulen verlassen, ist ebenso unbestritten. Das aber ist die Folge der politischen Vorgabe, daß jede Universität jeden Bewerber nehmen muß, solange Plätze vorhanden sind. Gäbe es nicht das überholte Zulassungsverfahren über die ZVS, hätte sich längst ein „Markt“ entwickelt. Wenn nämlich die Fakultäten ihre Studenten selbst auswählen dürften und müßten, würde sich bald herausstellen, welche Einrichtungen besonders anspruchsvoll sind und wo es etwas lockerer zugeht. So bedürfte es keiner privaten selbsternannten Elite-Universitäten, um den angeblich anders nicht zu befriedigenden Bedarf zu decken.

Auch die Bucerius Law School in Hamburg hat vermeldet, daß der erste Juristen-Absolventenjahrgang hervorragende Ergebnisse im Examen erbracht habe. Das ist nicht erstaunlich. Die Erklärung liegt keineswegs – wie eine vordergründige und voreingenommene Kritik gern suggerieren möchte – in der Tatsache begründet, daß private Hochschulen Studiengebühren erheben und deshalb besser als staatliche Universitäten in der Lage seien, einen intensiven Paukbetrieb vorzuhalten. Sicher ist das Programm besonders dicht, die zeitliche Inanspruchnahme der Studierenden extrem groß. Das Geheimnis des Erfolgs aber liegt in der Möglichkeit, die Studierenden auszuwählen. Wer die Prozedur mit Erfolg hinter sich bringt, fühlt sich bestätigt in der Wahl des Studienfachs und bringt gute Voraussetzungen für den Lernerfolg mit. Die Gruppe der Studierenden ist, was Leistungsvermögen und Einstellung zu dem zu erbringenden Arbeitsaufwand angeht, weitgehend homogen.

Ganz anders an den staatlichen Hochschulen. Die Studierenden sind von ihren Kenntnissen und ihrem Leistungsvermögen und -willen bunt zusammengewürfelt. Beim Abschluß reicht die Skala von herausragend bis unzureichend. Die Leistungen hervorragender Absolventen sind im Grunde höher zu bewerten als die von privaten Einrichtungen, weil sie nicht jene gezielte, individuelle Anleitung und Förderung erfahren und weil sie im täglichen Betrieb manche Hürde selbst beseitigen müssen. Es ist allerdings eine Illusion anzunehmen, man könne das Studium an den staatlichen Hochschulen so gestalten wie an privaten. Es müßte dann der Fakultäten erlaubt sein, nur diejenigen zuzulassen, die qualitativ hohen Anforderungen genügen. Dies ist für den staatlichen Bereich nicht durchsetzbar. Deshalb herrschen dort Bedingungen der Massenuniversität. Solange freie Studienplätze vorhanden sind, müssen sie an Bewerber mit einer Hochschulberechtigung vergeben werden. Das garantiert das Grundgesetz und die Rechtsprechung des Bundesverfassungsgerichts. Das gilt es zu beachten, wenn von sehr guten Ergebnissen der Absolventen privater und weit auseinander fallenden bei denen staatlicher Hochschulen berichtet wird.

> Die Auswahl der Bewerber bedingt den Erfolg der Uni



Erstaunliche Fassade des neuen Hörsaalpavillons, wenig erstaunliche Ergebnisse: Die Bucerius Law School bringt nach eigenen Angaben hervorragende Juristen-Absolventen hervor. Foto: Ullstein

Die Inanspruchnahme vom Land besoldeter, an staatlichen Hochschulen tätiger Lehrkräfte in Nebentätigkeit (und Verdienst) ist solange nicht zu beanstanden, wie nicht der Eindruck erweckt wird, im privaten Bereich sei die Lehre vorbildlich, im staatlichen hingegen mittelmäßig bis schlecht (bei identischen Professoren).

Es ist erfreulich, daß sich das Augenmerk der Hochschulen, Politiker und Ranking-Experten auch auf die Qualität der Lehre an staatlichen Institutionen richtet. So schwer es festzustellen ist, was eine „gute Lehre“ ausmacht – Anerkennungen in Form von Preisen, wie sie jüngst von der Rektorenkonferenz und dem Stifterverband verliehen wurden, sind ermutigende Zeichen.

Die Umstellung des Studiums auf die neuen Abschlüsse (Bachelor und Master) und die prognostizierte Zunahme der Zahl der Studierenden von derzeitig zwei Millionen auf 2,7 erfordern eine deutliche Aufstockung des Lehrpersonals. Aber noch so viele Bemühungen, mehr Professoren einzustellen, und Anreize, Lehrveranstaltungen so effektiv wie möglich zu gestalten, dürfen nicht darüber hinwegtäuschen, daß dies für die Studierenden höchstens „die halbe Miete“ bedeutet. Entscheidend bleibt die eigene Anstrengung, das Lernen nicht nur durch den passiven Konsum des Dargebotenen. Das rhetorische Feuerwerk von Professoren und aufheiternde Gags wirken nicht nur unterhaltend, sondern können auch zur Illusion verführen, man habe die Zusammenhänge verstanden. Manch weniger glänzende Vortrag, mühevoll durch Erarbeitung von schriftlichem Material nachvollzogen, hat länger anhaltende Wirkung. Das soll kein Plädoyer für komplizierte Vorlesungen und gegen spritzige Darlegungen sein. Aber es soll deutlich machen, daß ein noch so reichhaltiges und qualitativ hervorragendes Angebot nie das Selbststudium ersetzen kann. Das gilt auch für den Umfang des Stoffs. Was für eine Pennälermentalität, wenn Studierende auf Fragen erwidern, daß der betreffende Gegenstand in der Vorlesung nicht „dran“ gewesen sei. Wenn sie nicht lernen, mit dem verfügbaren Material umzugehen, fruchten alle Bemühungen der Lehrenden nicht. Das gilt für staatliche wie für private Einrichtungen.



Schloß Oranienburg: In der Silberkammer sind jetzt Kostbarkeiten des königlich preußischen Silberschatzes aus dem 17. und 18. Jahrhundert zu sehen. Fotos (2): SPSG

Der Schatz der Könige

Die Silberkammer im Schloßmuseum Oranienburg wurde jetzt erstmals der Öffentlichkeit zugänglich gemacht. Sie ist das einzige erhaltene Silbergewölbe in den preußischen Schlössern.



Repräsentativer Deckelpokal: Das Glas entstand zur Krönung Friedrichs I. im Jahr 1701.

Der Stiftung Preußische Schlösser und Gärten Berlin-Brandenburg (SPSG) ist es dank der großzügigen Unterstützung der Kulturstiftung der Länder und der Ernst von Siemens Kunststiftung gelungen, eines der herausragendsten Objekte des königlich preußischen Silberschatzes zurückzugewinnen: die sogenannte Kleine Hohenzollern-Kanne des Berliner Goldschmieds Johann Christian Lieberkühn des Älteren, die einen Zapfhahn hat und 52 Zentimeter hoch und 10,8 Kilogramm schwer ist. Die zwischen 1720 und 1733 entstandene Kanne ist geschmückt mit insgesamt 193 Medaillen und Talern, die bis auf wenige Ausnahmen Münzprägungen des Hauses Hohenzollern aus insgesamt zwei Jahrhunderten sind. Der älteste Taler stammt aus dem Jahr 1538, die jüngsten von 1717. Die Kleine Hohenzollern-Kanne sowie weitere Spitzenwerke barocker Gold- und Silberschmiedekunst sind seit gestern im Schloß Oranienburg zu sehen.

Die neue Dauerausstellung in der Silberkammer präsentiert – neben der Hoftafel- und Silberkammer im Schloß Charlottenburg – den beispiellosen Reichtum der Silberbestellungen des preußischen Hofes. Die Prunksilber-Sammlung gehörte in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts zu den prächtigsten Beständen ihrer Art in Europa. Daneben werden in der Ausstellung auch Schätze der herausragenden brandenburgischen Glaskunst des 17. und 18. Jahrhunderts gezeigt.

Der Soldatenkönig sammelte auch Schätze aus Silber

Als kostbares Tafelsilber und in Form aufwendiger Schaubuffets waren Silbergegenstände aller Art in eigenen Schauräumen zentraler Teil höfischer Repräsentation. Außer im Berliner Schloß mit dem berühmten Silberbuffet konzentrierte Kurfürst Friedrich III. , der spätere König Friedrich I., seine Silberschätze in Schloß Oranienburg. Allein dort hat sich der historische Raum bis heute erhalten, nachdem im Verlauf der Geschichte ein Großteil der Silberstücke eingeschmolzen und die Silberkammern aufgelöst wurden. Nach ihrer Restaurierung und Neueinrichtung macht nun die Oranienburger Silberkammer diese fast vergessene Pracht wieder erlebbar. Das Schloß ist übrigens ein Geschenk des Großen Kurfürsten an seine Gemahlin Louise Henriette, Prinzessin von Oranien. Bereits 1652 wurde das Schloß ihr zu Ehren „Oranienburg“ getauft, und ein Jahr später nahm auch der Ort Bötzow, in dem das Anwesen liegt, diesen Namen an. Von 1651 bis 1655 erfolgte der Umbau und die Erweiterung des bereits vorhandenen Jagdhauses in ein Schloß durch den Baumeister Johann Gregor Memhardt. Es entstand ein Bau, dessen niederländische Prägung im Äußeren und Inneren unverkennbar war.

Von 1689 bis 1711 vergrößerte Kurfürst Friedrich III. den Landsitz seiner Mutter. Die Architekten Johann Arnold Nering und Johann Friedrich Eosander errichteten eine der bedeutendsten barocken Schloß-, Garten- und Stadtanlagen der Mark Brandenburg.

1802 wurde das Anwesen durch das königliche Hofmarschallamt veräußert. Es folgten die Nutzung als Baumwollweberei und Schwefelsäurefabrik, in der 1833 Friedrich Ferdinand Runge das Anilin und die Karbolsäure entdeckte. Lehrerseminar, Kaserne und Polizeischule sind die weiteren Stationen.

Heute ist das Schloß im Besitz der Stadt Oranienburg. Seit 2001 zeigt das Schloßmuseum hauptsächlich Kunstwerke niederländischer Künstler, unter anderem Arbeiten von Jan Lievens, Govert Flinck, Jan Mijtens und Antonis van Dyck. Den Höhepunkt der kurfürstlichen Wohnung bildet die Porzellankammer. Hier waren einst nahezu 5000 Porzellanstükke aufgestellt. Heute ist eine der um 1695 für diesen Raum geschaffenen Etagèren mit ostasiatischem Porzellan des 17. und 18. Jahrhunderts bestückt und läßt den einstigen Glanz erahnen.

Nun ist auch das einzige erhaltene Silbergewölbe in den preußischen Schlössern erstmals der Öffentlichkeit zugänglich. Der Silberkammerraum, der noch annähernd die historische Raumstruktur aufweist, befindet sich im Erdgeschoß des Nordwestflügels. Die Schlichtheit des Raums weist darauf hin, daß es sich um einen reinen Aufbewahrungsort handelte. Nur wenn sich der Herrscher in Oranienburg befand, wurden die Schätze in dem ganzen Schloß verteilt. Und es müssen nicht wenige Kostbarkeiten gewesen sein. Bereits um 1700 waren neben wertvollen Gläsern fast 500 Silbergegenstände verzeichnet. Und selbst der als kunstfeindlich geltende und spartanisch lebende Friedrich Wilhelm I. konnte sich der Pracht nicht verschließen. Er gehörte zu den größten Auftraggebern von Goldschmiedearbeiten seiner Epoche. Im letzten Jahrzehnt seiner Regierungszeit hat er insgesamt über acht Tonnen Geschirr, Leuchter und Möbel aus Silber in Augsburg und Berlin bestellt!

Neben der Kapitalanlage hatte das Silber auch eine repräsentative Funktion. Eine in Oranienburg gezeigte Terrine von Johann Ludwig Biller II. deutet Alfred Hagemann, wissenschaftlicher Volontär im Schloßmuseum, als eine heraldische Zusammenfassung der Geschichte der Hohenzollern: „Die Terrine ruht auf vier Löwen, dem Wappen der Burggrafen von Nürnberg, dem ersten Amt der Dynastie. Darüber folgt das von brandenburgischen Adlern gehaltene Monogramm Friedrich Wilhelms am Korpus, während der Deckel von einer triumphierend in die Höhe gehaltenen preußischen Königskrone gebildet wird. Somit verkörpert diese Suppenterrine im Kleinen die Verherrlichung des Aufstiegs der Hohenzollern, der schon seit Friedrich I. der Silberschatz der Hohenzollern im Ganzen gedient hatte.“

Die Geschichte der Hohenzollern auf Terrine dargestellt

Der Besucher von heute steht staunend vor dieser Pracht, die Einblicke gibt in vier Jahrhunderte höfischer Kunst- und Kulturgeschichte. Auch wenn im Laufe der Zeit viele der Pretiosen verlorengingen oder eingeschmolzen wurden, um den Staatshaushalt aufzubessern, so sind doch erstaunlich viele Kostbarkeiten erhalten geblieben. Die stattliche Reihe prachtvoller Gläser, die in Oranienburg gezeigt wird, stammt allerdings nicht aus dem Originalbestand, ist aber dennoch eine wichtige Schöpfung aus der Zeit um 1700. Ein herausragendes Beispiel ist der repräsentative Deckelpokal, der anläßlich der Krönung Kurfürst Friedrichs III. zum ersten König in Preußen geschaffen wurde. *spsg / S. Osman*

Das Schloßmuseum Oranienburg, Schloßplatz 1, 16515 Oranienburg, ist dienstags bis sonntags von 10 bis 17 Uhr geöffnet, Tag der offenen Tür mit Führungen, Vorträgen und Kinderprogramm, 18. Juni, von 11 bis 17 Uhr, Eintritt 4/3 Euro, Kinder unter 14 Jahre 1,50 Euro, Einritt an allen anderen Tagen 6 / 5 Euro (mit Führung), 5 / 4 Euro (ohne Führung).

Verflechtungen und Grenzerfahrungen

Das Gerhart-Hauptmann-Haus in Düsseldorf zeigt Graphik und eine Foto-Installation von Diethard Blaudszun aus Königsberg

In den 30er Jahren des 20. Jahrhunderts wurden bis zum Kriegsbeginn zur Verteidigung der deutschen Ostgrenze umfangreiche Befestigungen gebaut. Besonders stark ausgebaut wurde aus strategischen Erwägungen der Abschnitt zwischen Oder und Warthe (Oder-Warthe-Bogen), nach Süden schloß sich die Oder-Stellung, nach Norden die Pommern-Stellung an.

Es entstanden zahlreiche Verteidigungswerke mit großen Bunkeranlagen sowie einzelne Bunkerwerke, verbunden durch endlose Stollenanlagen. Ausgenutzt für die Verteidigungslinie wurden eine Seenkette und Flußläufe, die mit Stauanlagen und schwenkbaren Brücken versehen wurden.

Mit dem Beginn des Zweiten Weltkrieges wurden die Arbeiten eingestellt. Viele der geplanten Anlagen wurden nicht gebaut, andere blieben unvollendet. Gegen Kriegsende war die Linie für die sowjetischen Truppen kein großes Hindernis. Die Anlagen – teils gesprengt, teils völlig intakt – sind heute archäologische Objekte, in Landschaft und Natur eingebettet, Fenster aus der Gegenwart in die Vergangenheit. Viele Anlagen werden inklusive der Stollen touristisch genutzt. Im Sommer 2003 hat Diethard Blaudszun das Gebiet in umfangreichen Begehungen erkundet, die Wege protokolliert und 148 militärische Objekte fotografiert. Aus seinen Weg-Kartierungen entstand eine Folie von Radierungen, in denen die Lage der einzelnen Objekte markiert ist.



Diethard Blaudszun: Objekt 59, Panzerwerk 714

Diethard Blaudszun zu seiner Arbeit: „Ich bewege mich in diesem Projekt in einer Gegenwart durch Reste der Vergangenheit, die in diese Gegenwart hineinragen, und gleichzeitig in einer politischen Gegenwart, in die deutsche Vergangenheit hineinragt: Verflechtung der Geschichte zweier Nachbarvölker. Es ist mein Anliegen, dies sichtbar zu machen.“

Eine Ausstellung im Düsseldorfer Gerhart-Hauptmann-Haus zeigt jetzt unter anderem Radierungen, Fotoarbeiten sowie eine Installation des gesamten Foto-Archiv-Materials der Begehungen.

Es ist übrigens nicht das erste Mal, daß der in Ostpreußen geborene Diethard Blaudszun sich in seinem künstlerischen Werk mit Grenzbefestigungen auseinandersetzt. Bereits 1988 hatte er im Rahmen eines Projektes des Bundesverbandes Bildender Künstler, Landesgruppe Baden-Württemberg, zu einem „Waldgang“ eingeladen, bei dem alte Grenzbefestigungen als potentielle Skulpturen besichtigt werden konnten. Blaudszun damals: „Was glauben wir zu sehen, als Wirklichkeit zu erfassen? Ich meine: nur Bruchstücke des Tatsächlichen. Ich will Ihnen Bruchstücke zeigen, die routinemäßige Wirklichkeit aufreißen und zersplittern, vielleicht Unsichtbares sichtbar machen (dauernd ist die Kunst damit beschäftigt). Als Zeichner und Radierer bewege ich mich ebenfalls in einem Grenzgebiet. Grenzen also überall und hoffentlich auch Grenzübertretungen und Grenzüberschreitungen.“ Geboren wurde Diethard Blaudszun am 28. Februar 1941 in Königsberg. Erst relativ spät fand er zur bildenden Kunst, denn nach dem Abitur 1960 studierte er zunächst Pädagogik in Freiburg im Breisgau. 1963 nahm er ein Studium an der Musikhochschule Karlsruhe auf und belegte als Hauptfächer Gesang und Flöte. In Stuttgart legte er schließlich seine Bühnenreifeprüfung ab. In zahlreichen Konzerten trat Blaudszun als Sänger und Flötist auf. 1973 dann begann er, sich intensiv mit der Malerei zu beschäftigen, wandte sich jedoch zwei Jahre später vor allem der Zeichnung und der Radierung zu. Auf vielen Ausstellungen hat Diethard Blaudszun, der auch immer noch die Zeit zum Komponieren fand, seine Arbeiten einer breiten Öffentlichkeit präsentieren können. 1991 wurde der Ostpreuße, der seit 1950 in Baden und im Elsaß lebt und arbeitet, mit dem Förderungspreis zum Lovis-Corinth-Preis der Künstlergilde ausgezeichnet. Mit seinen Radierungen hat er neue Landschaftserlebnisse geschaffen, ist in Räume vorgedrungen, die anderen verborgen lagen. Seine Blätter zaubern eine Welt, von zarten Schleiern durchwebt, die den Betrachter in ihren Bann zieht. Man darf gespannt sein, ob ihm dies auch mit seiner Grenzwanderung gelingt. *ghh /os*

Die Ausstellung im Düsseldorfer Gerhart-Hauptmann-Haus, Bismarckstraße 90, ist montags bis freitags von 10 bis 20 Uhr, sonnabends von 10 bis 18 Uhr, bis zum 30. Juli zu sehen.





Ohne sie geht gar nichts: Die eigentlichen Stars in der Spandauer Ausstellung sind Beleuchter und Regisseure wie Gottfried Reinhardt. Foto: Artur-Brauner Archiv im Deutschen Filmmuseum, Frankfurt / Main

Dr. Mabuse und der Hexer in Wolffs Revier

Eine Ausstellung in der Spandauer Zitadelle läßt 80 Jahre Filmgeschichte Revue passieren

Von Silke Osman

Die Nacht ist dunkel wie sonst kaum zuvor. Das Licht einer einzelnen Straßenlampe läßt den nassen Asphalt silberschwarz schimmern. Von fern dringt Straßenlärm in die kleine Gasse. Schritte eines Mannes klingen hohl durch die Nacht. Er blickt sich um, fühlt sich verfolgt, da ... Das Kinopublikum verfolgt gebannt das Geschehen auf der Leinwand. Kaum einer wagt, in die Tüte mit Popcorn zu greifen, das Knistern würde nur stören bei der spannenden Geschichte, die der Meister des Kriminalromans Edgar Wallace ersonnen und die Alfred Vohrer 1964 für das Kino inszenierte.

„Der Hexer" und andere Streifen dieser Art locken bei eingefleischten Krimifans heute nur noch ein müdes Lächeln hervor, Kinofreunde allerdings geraten ins Schwärmen, wenn sie an die alten Schwarzweiß-Filme denken. Sie werden auf ihre Kosten kommen, besuchen sie eine Sonderausstellung, die das Stadtgeschichtliche Museum Spandau im Zeughaus der Zitadelle derzeit zeigt.

„Dr. Mabuse und Edgar Wallace in Wolffs Revier" ist der sinnige Titel der Ausstellung, die 80 Jahre Spandauer Film- und Kinogeschichte Revue passieren läßt. Der Laie verbindet gemeinhin mit Berlin und Filmproduktionen die Namen Ufa und Babelsberg. Doch auch in Spandau und Staaken entstanden Filme. Die riesigen, nicht mehr genutzten Zeppelinhallen in Staaken kamen der in den 20er Jahren expandierenden Filmindustrie entgegen. Mit einer Länge von 256 Metern und einer Höhe von bis zu 41 Metern boten sie genügend Raum selbst für Monumentalaufnahmen. Über 200 Filme wurden in Staaken gedreht, darunter auch Szenen von so berühmten Streifen wie „Metropolis" von Fritz Lang, dem teuersten Film seiner Zeit, aufwendig vor allem in der Architektur. In Staaken wurde die Herzmaschine errichtet, die Energiezentrale der „Stadt der Zukunft". Der Filmarchitekt Erich Kettelhut erinnert sich an die Dreharbeiten in den Zeppelinhallen im November 1925: „Die Molochmaschine glich, wenn auch in phantastisch abgewandelter Form, einer der großen Dieselmaschinen, wie sie in den Maschinenräumen von Überseeschiffen anzutreffen sind. 14 Arbeiter regulierten auf drei übereinander liegenden Etagen an Schalttafeln ihren Gang. Von den sechs Ventilen schossen, paarweise abwechselnd, ständig Dampfwolken unter starkem Druck senkrecht empor. Dazu brauchten wir Dampf, viel Dampf auch für die noch folgenden Aufnahmen. So war es eine besonders günstige Konstellation, daß es ganz in der Nähe eine Gasanstalt gab, bei der ein Teil des ehemaligen Zeppelinpersonals arbeitete. Der Chef des Gaswerkes, auch ein Graf Zeppelin, ein Bruder des Luftfahrers, zeigte sich sehr entgegenkommend, weil sein reparaturbedürftiges Werk, wie er freimütig zugab, diesen Nebenverdienst dringend brauche. Er verschaffte uns nicht nur eine der großen Dampflokomotiven, (...) Herr von Zeppelin stellte auch das Rohmaterial, die dazugehörigen Ventile, Verschlüsse und Dichtungen, sowie Monteure und einen leitenden Ingenieur. Wir verfügten während des Drehens jederzeit über Dampf, so viel und so oft wir ihn haben wollten. In der kalten Halle kam er doppelt zur Wirkung."

Über die Dreharbeiten für „Das Testament des Dr. Mabuse", den Fritz Lang 1932 / 33 unter anderem in den ehemals staatlichen Pulverfabriken in Spandau-Eiswerder drehte, las man in der Zeitschrift „Lichtbild-Bühne": „Es ist gegen 5 Uhr nachmittags. Wir befinden uns schon draußen in Eiswerder angesichts eines großem langgestreckten Gebäudes mit vier ragenden, über 60 Meter hohen Schornsteinen, eines Gebäudes, das binnen weniger Minuten in einen schwelenden Trümmerhaufen verwandelt sein wird ... Langsam senkt sich die abendliche Dämmerung hernieder. Fritz Lang hat die ‚Kommandobrücke' erstiegen, die links und rechts von steilen Leitergerüsten für die Operateure und die Beleuchter flankiert ist. Auf einmal ‚Achtung!'. Eine Rakete steigt hoch. ‚Achtung, Apparate einschalten!' Und im gleichen Augenblick flammen etwa 130 Jupiterlampen auf, beginnen 16 Operateure, die links und rechts von der Fabrik, vor und hinter ihr postiert sind, ihr Werk. Noch herrscht Ruhe, atemlose Spannung. Die Fabrik steht fest, der Hof ist angefüllt mit Benzinfässern, Waggons und so weiter., eine Fabrik in Betrieb. Dann aber schießt eine kleine Rauchwolke empor, erst zaghaft, später mächtig, eine Feuersäule folgt ihr in den abendlichen Himmel. Funkenregen geht nieder – und nun drückt Fritz Lang einen Knopf auf seinem Tabulaturenbrett, von dem aus elektrische Ströme die Sprengungen verursachen. Eine gewaltige Detonation, eine Stichflamme, der hintere Schornstein wankt, birst im halben Fall, reißt im Sturz das Fabrikdach mit sich und geht im Feuermeer unter. Der nächste, der übernächste folgen ihm, von Lang unsichtbar gelenkt, hinein in die Glut, die sich nach allen Seiten Bahn bricht, die aus den Fenstern schaut wie aus entsetzlich aufgerissenen Augen."

In der Spandauer Ausstellung kann der Besucher einen Blick hinter die Kulissen werfen und sein Augenmerk auf die wichtige Arbeit der Filmhandwerker, Kostümbildnerinnen, Kameramänner, Regisseure und Aufnahmeleiter richten. Drehbücher, Modelle, Szenenfotos, Plakate, eine alte Kamera und Originalkostüme sind zu bewundern. Auch heute wird in Spandau übrigens noch gedreht, so die Fernsehserien „Wolffs Revier" oder „Hinter Gittern – Der Frauenknast" und eine neue Krimiserie für das ZDF.

Die Ausstellung im Zeughaus der Zitadelle Spandau ist dienstags bis freitags von 9 bis 17 Uhr und am Wochenende von 10 bis 17 Uhr geöffnet, Eintritt 2,50 / 1,50 Euro, täglich um 15 Uhr wechselnde Filmvorführungen in der Ausstellung, bis 4. März 2007.

»Öffne du die Herzen der Welt«

Gedanken zu Philipp Spittas Lied »O komm, du Geist der Wahrheit« – Das christliche Wort zu Pfingsten



Nicht nur an Feiertagen erwünscht: Ein gut besuchtes Gotteshaus Foto: Archiv

Von Klaus Plorin

O komm, du Geist der Wahrheit ... verbreite Licht und Klarheit, verbanne Trug und Schein!" Was der niedersächsische Pfarrer Philipp Spitta um 1830 in den sieben Strophen seines aufrüttelnden Pfingstliedes (EG 136) vom Heiligen Geist erbittet, ist auch heute so aktuell und dringend wie damals und wird es immer wieder sein. Denn auf den Beistand und Trost, die Kraft und Kritik des Heiligen Geistes sind wir Christen als einzelne wie als Gemeinde grundsätzlich und immer wieder neu angewiesen. Besonders in Zeiten wie unserer, in der leider bei vielen Christen – und wie steht es bei uns selbst? – Glaube, Liebe und Hoffnung erschlaffen und manchmal nur noch ein christlicher Schein gewahrt wird. Daß Christsein nur auf dem Papier besteht, war schon immer die Gefahr. Auch der Dichter des Liedes beklagt und bekennt: „Uns ist das Licht erschienen, allein wir glauben nicht."

Ist dieses die Ursache dafür, daß „Unglaub und Torheit brüsten sich frecher jetzt als je"? Weil wir Christen dagegen nicht gerüstet sind mit den richtigen und notwendigen „Waffen aus der Höh", also mit „Geduld und Glaubenstreu", mit mutigem Bekennen und Widerstand „befreit von aller Menschenscheu"?

Oder ist es umgekehrt? Daß wir uns im Widerstreit der Zeitströmungen, der Religionen und Weltanschauungen schon zu sehr in die Defensive haben drängen lassen? Daß wir versagen und verzagen „vor aller Feinde Toben"? Vor rechtsradikaler und fundamentalistischer Gewalt. Vor atheistisch-materialistischer Propaganda, die sich mit wissenschaftlichem Mäntelchen tarnt. Oder vor egoistischer Geschäftemacherei und genußsüchtiger Lebensart, die auf die Folgen für andere Menschen und kommende Generationen keine Rücksicht nimmt.

Philipp Spitta befürchtete damals, angesichts zunehmenden Unglaubens im eigenen Land, aber erfreulicher Missionserfolge außerhalb Europas, daß Gott als „strenges Strafgericht" uns den Zugang zu ihm und seinem Reich verschließen könnte. Deshalb ruft er dazu auf, um so „gebeugter um Gottes Gnade (zu) flehn, daß er bei uns den Leuchter des Wortes lasse stehn".

Immerhin ist uns die Verkündigung des Evangeliums – Gott sei Dank! – trotz allem, was seitdem an Grausamem, ja Teuflischem in Europa passiert ist, bis heute erhalten geblieben. Es wird zwar hier und da die Zahl der Gottesdienste gekürzt und deren Besuch geht zurück. Und doch werden der Wille Gottes für seine Welt und Menschheit, nämlich Frieden, Gerechtigkeit und Bewahrung der Schöpfung, sowie der Weg und die Mittel, die dahin führen, nämlich Gottes Rat und Beistand im Heiligen Geist, weiterhin verkündigt, angeboten und von vielen Christen auch angenommen. Und immer mehr Menschen erkennen und denken darüber nach, daß es in Gesellschaft und Kirche auf den ausgetretenen alten Wegen, mit dem bisherigen Lebensstil nicht recht weitergeht, sondern daß eine tiefere Besinnung über den Sinn des Lebens, seine wirklich lohnenden Werte und unsere Zukunft als Menschheit dringend notwendig ist.

Ach, könnten es doch die herzlichen, ernsthaften und ausdauernden Gebete von immer mehr Christen, die den jetzigen Zustand der Welt beklagen, erreichen, daß Gott ein neues Pfingsten bewirkt. Daß Gott in der schon weithin von Asche bedeckten Glut unseres Christentums die Flamme seines Heiligen Geistes erneut hell aufleuchten läßt. So daß wir die Kraft und Fähigkeit bekommen, deutlicher und mutiger als bisher innerhalb und außerhalb der Kirche Probleme unserer Zeit miteinander anzugehen, Notwendiges und Entscheidendes zu klären und das im Geist der Liebe und Gerechtigkeit gefundene Neue gemeinsam zu wagen und vorzuleben.

Stimmen wir deshalb ein in Sittas 7. Strophe! Sprechen oder singen wir mit der schwungvollen Melodie die herzliche Bitte an Gott: „Du Heilger Geist, bereite ein Pfingstfest nah und fern; mit deiner Kraft begleite das Zeugnis von dem Herrn! O öffne du die Herzen der Welt und uns den Mund, daß wir in Freud und Schmerzen das Heil ihr machen kund!"

Alle Opfer sind vor Gott gleich

Betr.: „Was man in Deutschland (nicht mehr) sagen darf" (Nr. 17)

Heilige Wahrheit. Ist es ein Unterschied, wenn ein Türke oder ein Ostpreuße verprügelt wird? Tut einem ein Faustschlag mehr Leid als der andere? Oder sind es nur die verdummten jungen Neonazis, die als alleinige Täter andere Menschen schlagen? Wenn mir jemand sagen würde, ein Zahnarzt aus Berlin jüdischer Abstammung, der in Treblinka vergast wurde, sei eine mehr Achtung wertes Opfer als ein Kleinkind aus Treuburg, das durch die Panzerketten samt dem Kinderwagen zermalmt worden ist, dem würde ich für ein entmenschtes Wesen halten. Denn beide Opfer waren vor Gott gleich, ihr Tod hat Jesus gleiche Trübsal bereitet. Wer eine Nation oder andere Opfer hervorhebt und die anderen verschweigt, der ist ohne Zweifel ein Rassist. Man muß den Mut haben, die Wahrheit zu sagen. Denn sie ist wie die Sonne, kennt keine Korrektheiten, sondern existiert einfach und muß anerkannt werden, und wenn man sie nicht beachtet, dann verschwindet sie deswegen auch nicht.

Christoph Jachimowicz, Danzig-Neufahrwasser

Unduldsam und ichbezogen

Betr.: „Was der Partei nutzt" (Nr. 18)

Die Ausführungen von H.-J. von Leesen lese ich immer mit großem Interesse und Zustimmung. Es findet in Deutschland so etwas wie ein Meinungskampf um die Wertung von Opfern statt, wobei noch immer ein Großteil unserer Medien den linksgestrickten, Menschlichkeit verletzenden Vorgaben folgt. Da leben wir in einem christlich bestimmten Staat und müssen hinnehmen, daß in barbarischer Weise Opfer in Schubladen gepackt und mit Wertungen versehen werden. Sehr beunruhigend ist, wie Zeitungsredaktionen Meinungen übernehmen, nur ihren Prägungen folgen, ohne über Inhalte ernsthaft nachzudenken. Auch wie Inhalte mit Personen verbunden werden, gleiche Inhalte werden anders gewertet, ist erschreckend (Platzeck – Schönbohm). In der Opferdiskussion fällt auf, wie unduldsam und ichbezogen ein sehr lauter Teil der sogenannten NS-Opfer mit Schicksalen anderer umgeht. Aber es gibt weder minderwertige noch höherwertige Opfer. Es gibt viel zu viele Opfer, die alle unsere Trauer, unseren Schmerz und unser Gedenken einzufordern haben. **Dieter Pfeiffer, Berlin**

»Gegen seinen Willen überredet«

Betr.: „Marokkokrise" (Nr. 13) „In eben jenem Jahr 1905 setzte Wilhelm II. ein klares Zeichen."

Ja, aber nicht aus eigenem Antrieb: „Wer regierte in Berlin? Der Kaiser regierte, von Bülow gelenkt, der seinerseits von Holstein dirigiert wurde". Geheimrat von Holstein, ehemals „Werkzeug Bismarcks", dann „der geheime Führer der Anti-Bismarck-Kampagne", legte Ende 1904 einen Plan für eine Intervention in Marokko vor. Wilhelm II. rief eine Verwirrung hervor: Er stimmte Holsteins Plan nicht zu, wie die Wilhelmstraße (d. h. das Auswärtige Amt) gehofft hatte. Vor allem glaubte er immer noch, daß Frankreich um so weniger Unruhe in Europa stiften werde, je stärker es in Marokko gebunden sei. „Nach der Ansicht Seiner Majestät", schrieb (Reichskanzler) Bülow, „lag es im deutschen Interesse, daß sich Frankreich in Marokko engagiere und festlege. Dadurch würden die Blicke der Franzosen von den Vogesen abgelenkt. Sie würden so allmählich Elsaß-Lothringen vergessen und verschmerzen. Auch würde Frankreich durch die Eroberung und Behauptung Marokkos militärisch geschwächt werden". Außerdem glaubte der Kaiser, daß eine französische Besatzung den deutschen Handel fördern könne, denn die Zustände im Innern des Landes waren noch immer so rechtlos, daß es schwierig war, Geschäfte zu machen. Selbst Bülow hatte 1902 dem französischen Botschafter Bilhourd in Berlin versichert, Deutschland habe „praktische kein Interesse an Marokko, so geringfügig und belanglos wie es zum gegenwärtigen Zeitpunkt ist". Jetzt änderte der Reichskanzler – von Holstein angestachelt – seine Meinung und schlug nach einer Nötigung des Sultans von Marokko durch einen französischen Emissär im Februar 1905 den Besuch in Tanger vor: Wilhelm war entsetzt. Ein Besuch des Deutschen Kaisers beim Sultan von Marokko würde eine Sensation verursachen. Er würde nicht nur der Welt zeigen, daß Deutschland die Absicht hatte, Frankreich entgegen zu arbeiten und England herauszufordern; das ganze konservative Ausland würde dies als einen verräterischen Akt empfinden. Daß ein Herrscher, der ein Kolonialreich anstrebte, zugunsten von Arabern und gegen seine europäischen Nachbarn sein Gewicht in die Wagschale warf, würde in England als „empörende Niedertracht verdammt werden. (...) Rundweg lehnte er das Ansinnen ab." Ließ sich dann jedoch – „gegen Meinen Willen", wie er an v. Bülow schrieb – zu diesem „niederträchtigen Akt" überreden und hatte es dann wiederum nicht zum wenigsten Holsteins „Taktik des Niederknüppelns" und dessen Auswahl der Delegierten zu verdanken, daß entgegen seinem eigenen Wunsche einer Verständigung mit Frankreich die Konferenz von Algericiras jene demonstrative Geschlossenheit gegen Deutschland und eine Stärkung der Entente zum Ergebnis hatte.

(Zitate aus: Virginia Cowles, Wilhelm II., 1983, amerik. Original The Kaiser 1963)

Holger Bremhorst, Remscheid

Der Palast der Republik vor wenigen Wochen: Der »selektive Rückbau« des einstigen Sitzes der DDR-Volkskammer und repräsentativen Staatsbaus ist nicht mehr aufzuhalten – aller Ostalgie zum Trotz. Foto: Mahlitz

Kaum Wartezeit

Betr.: „Neuer Grenzübergang" (Nr. 19)

Der Bericht ist sehr irreführend. Ich habe den Übergang zwischen Nidden und Rossitten mehrmals überquert! 1995 mit einer geführten Reise per Bus und Fahrrad, 1996 selbstorganisiert (Fahrrad), 2003 und 2005 (öffentlicher Bus), einmal von Nord nach Süd, einmal umgekehrt. In allen Fällen gab es kaum Wartezeiten, eine höfliche und nette Abfertigung und keine Probleme, wenn Königsberg als Zielort stand oder Memel. In Nidden, so habe ich 2005 gesehen, kann man in einem Tag ein Visum für das Königsberger Gebiet bekommen. Das Visum gilt für acht Tage. Als der öffentliche Bus beim letzten Mal an Nidden vorbeifuhr und ich dem Fahrer das sagte, kehrte er um und fuhr nach Nidden. Im vollen Bus gab es nicht einen einzigen Protest der russischen und vereinzelt litauischen Fahrgäste! Großes Lob! **Manfred Kremp, Bremen**

»36facher Verdienst« ist übertrieben

Betr.: Leserbrief „Geschäft mit Solarstrom erinnert an DDR" (Nr. 15)

Vorab möchte ich den Leserbriefschreiber fragen, von welchem Anbieter er den Strom (Normaltarif) für 2,94 Cent bezieht. Da wechsele ich sofort; denn mein Strom kostet einschließlich Stromsteuer, Kohlepfennig und Mehrwertsteuer zirka 22 Cent. Die Vergütung für den Solarstrom beträgt pro kWp in diesem Jahr noch 51,8 Cent und sinkt ab 2007 in jedem Jahr des Anlagenbaus um jeweils 5 Prozent (EEG). Da von einem bis zu 36fachen Verdienst zu sprechen ist wohl mächtig übertrieben. Um nicht zu sagen, an der Sache vorbei argumentiert. Man mag zur Solarenergie stehen, wie man will: Fakt ist, daß die fossilen Brennstoffe irgendwann verbraucht sein werden. Wenn jeder Hausbesitzer nur ein Viertel seines Stromverbrauchs selbst produziert, kann man über die stufenweise Abschaltung der AKWs nachdenken. Ehe die Sonne „verbraucht" ist, vergehen noch 1 Million Jahre. Den Kohlekraftwerken ist dann schon lange die Luft – sprich: Kohle ausgegangen. Ein Hausbesitzer mit einer 7,8-kWp-Anlage spart zirka 6900 Kilogramm CO2 pro Jahr, auf 20 Jahre ergibt das eine Summe von 137 Tonnen CO2. Noch mehr Argumente für Solarstrom? Übrigens: Den Kaninchenpreis der damaligen DDR mit dem Preis der Solarenergie zu vergleichen, ist am Problem vorbei geschrieben.

Karla Bartsch, Herzogenrath

DDR: mehr als »Widrigkeiten«

Betr.: Leserbrief „DDR war absolut kein GULag" (Nr. 12)

Die Verfasser obengenannter Leserzuschrift nennen die Zustände in der Ex-DDR freundlich Widrigkeiten und umschreiben somit Mauer, Stacheldraht und Stasi-Bespitzelung. Nach der Vertreibung durfte ich 28 Jahre der totalen Abschottung zum Westen am eigenen Leibe erleben, wie auch Millionen Mitbürger, die sich ebenfalls in der „Sozialistischen Koppel der SED" eingesperrt sahen. Daran konnte auch das gelegentliche Sahnetörtchen in „Erichs Lampenladen" nichts ändern. Der sehnsuchtsvolle Blick vom Fernsehturm in Richtung Westberlin war zwar auch illegal, konnte aber mit Geduld als Trostpflaster erstanden werden. Die Liste der Gebäude mit Hintergrund zur deutschen Geschichte, die aus meist politischen Gründen damals verschwinden mußten, ist nicht nur in der ehemaligen Hauptstadt der DDR lang. Diverse Altkader der SED und deren Sympathisanten kämpfen natürlich um den Erhalt der Symbole ihrer verlorenen Macht. Der „Ballast der Republik" auf dem Gelände des im Auftrage von Ulbricht gesprengten Stadtschlosses war für viele Mitbürger der Ort, an dem Schlimmes verordnet wurde. Deshalb ist er auch keine Träne der wehmütigen Erinnerung wert. Die Zuordnung des Berliner Stadtschlosses als Ort des Bösen der Hohenzollern könnte man als Verbeugung vor der sogenannten Politischen Korrektheit bezeichnen.

Hans-Georg Balzer, Groß Köris

Preußische Allgemeine Zeitung

WOCHENZEITUNG FÜR DEUTSCHLAND
DAS OSTPREUSSENBLATT

Chefredakteur:
Hans-Jürgen Mahlitz
(kommissarisch, V. i. S. d. P.)

Chef vom Dienst, Leserbriefe, Bücher: Rebecca Bellano; **Politik, Panorama, Preußen/Berlin:** Hans Heckel; **Kultur, Unterhaltung, Leben heute:** Silke Osman; **Geschichte, Landeskunde, Ostpreußen heute:** Dr. Manuel Ruoff; **Heimatarbeit, Aktuelles:** Florian Möbius; **Ostpreußische Familie:** Ruth Geede.

Freie Mitarbeiter: Wilfried Böhm, Dr. Richard G. Kerschhofer (Wien), Hans-Joachim von Leesen, Jürgen Liminski.

Verantwortlich für den Anzeigenteil: Knut Bantow.

Anschrift für alle: Parkallee 84/86, 20144 Hamburg. Verlag: Landsmannschaft Ostpreußen e.V., Parkallee 86, 20144 Hamburg. Preußische Allgemeine Zeitung/Das Ostpreußenblatt ist das Organ der Landsmannschaft Ostpreußen und erscheint wöchentlich zur Information der Mitglieder des Förderkreises der Landsmannschaft Ostpreußen. – Ab 1. 1. 2006 Bezugspreis Inland 8,30 € monatlich einschließlich 7 Prozent Mehrwertsteuer, Ausland 10,50 € monatlich, Luftpost 14,50 € monatlich. Abbestellungen sind mit einer Frist von einem Monat zum Quartalsende schriftlich an den Verlag zu richten. Konten: HSH Nordbank, BLZ 210 500 00, Konto-Nr. 192 344 000. Postbank Hamburg, BLZ 200 100 20, Konto-Nr. 84 26-204 (für Vertrieb); Konto-Nr. 907 00-207 (für Anzeigen).

Für unverlangte Einsendungen wird nicht gehaftet. Rücksendung erfolgt nur, wenn Porto beiliegt. Für Anzeigen gilt Preisliste Nr. 28,. Druck: Schleswig-Holsteinischer Zeitungsverlag GmbH, Fehmarn Str. 1, 24782 Büdelsdorf . – ISSN 0947-9597. Die Bezieher der *Preußischen Allgemeinen Zeitung / Das Ostpreußenblatt* werden mit dem Beginn des Abonnements Mitglieder der Landsmannschaft Ostpreußen e. V. und ihrer Untergliederungen. Die Aufnahme der Bezieher in die Heimatkreise oder Landesgruppen erfolgt durch schriftliche Beitrittserklärung. Diese kann zusammen mit dem Antrag auf Lieferung der *Preußischen Allgemeinen Zeitung / Das Ostpreußenblatt* erklärt werden. Der Mitgliedsbeitrag in Höhe von einem Drittel des Brutto-Inlandsbezugspreises der *Preußischen Allgemeinen Zeitung / Das Ostpreußenblatt* wird zusammen mit dem jeweils gültigen Abonnementspreis in einer Summe erhoben und dient der Unterstützung der Arbeit der Landsmannschaft Ostpreußen e. V.

Telefon (040) 41 40 08-0
Telefon Redaktion (040) 41 40 08-32
Fax Redaktion (040) 41 40 08-50
Telefon Anzeigen (040) 41 40 08-41
Telefon Vertrieb (040) 41 40 08-42
Fax Anz./Vertrieb (040) 41 40 08-51
http://www.preussische-allgemeine.de

E-Mail:
redaktion@preussische-allgemeine.de
anzeigen@preussische-allgemeine.de
vertrieb@preussische-allgemeine.de

Landsmannschaft Ostpreußen:
http://www.ostpreussen.de
Bundesgeschäftsstelle:
info@ostpreussen.de
Pressestelle:
presse@ostpreussen.de

www.preussische-allgemeine.de
Benutzername/User-ID: **paz**
Kennwort/PIN: **2471**

Der Palast der Republik ist nur eine Anekdote wert

Betr.: Leserbrief „DDR war absolut kein GULag" (Nr. 12)

Kurz vor der Maueröffnung waren meine Frau und ich spontan nach Berlin gefahren und verbrachten die Tage im Osten der Hauptstadt. Auf dem Platz der Republik konnte man herrlich parken, es waren nur wenige Trabies unterwegs. Mittags wollten wir eine Kleinigkeit essen und gingen in den Palast der Republik. Das Restaurant wies uns ab, es wäre überfüllt. Der freundliche Portier gab uns den Tipp es im Untergeschoß, im Restaurant der „Bowlingbahn" zu versuchen. Das Essen wäre dort sowieso besser.

Dort wollten wir uns – einfältig wie wir waren – einen Platz suchen, kamen aber nicht über die Tür hinaus. Obwohl nur mäßig besetzt, wurde uns bedeutet, wir sollten an der Bar warten, bis ein Tisch frei würde. Also warteten wir. Endlich ließ man uns und ein anderes Wessi-Ehepaar rein und wies uns einen Tisch für sechs Personen zu. Mit dem Ehepaar kamen wir sogleich in ein angenehmes Gespräch. Sie waren auch wegen der in der Luft liegenden Entwicklung nach Berlin gekommen und wollten alles direkt vor Ort erleben. Statt einer Speisekarte wurden uns kurz und bündig die Gerichte gesagt.

Wir bestellten. In dem Moment wurden uns eine Frau und ein Mann an den Tisch zugewiesen. Kein Ton, kein guten Tag, gleich Bestellung, mit zwei Bier für den Mann. In so einer Situation reizt es natürlich, mit solchen Zeitgenossen ins – natürlich politische – Gespräch zu kommen, und in Kürze wußten wir, mit wem wir es zu tun hatten und auch warum gleich zwei Bier bestellt wurden: Es wird nur einmal bestellt! Auf eine Nachbestellung hatten wir sowieso keinen Appetit!

Der Herr entpuppte sich als Professor der Universität Leipzig, der glaubte das rote Banner noch hochhalten zu müssen, denn er sei aus einfachen Verhältnissen – wie bekanntlich alle – und er habe dem Staat seine Karriere als Professor zu verdanken und sei dem Staat daher auf immer und ewig dankbar. Mit meiner Frage, ob er seine Karriere nicht vielleicht seiner eigenen Tüchtigkeit zuschreiben könne, konnte er offensichtlich nichts anfangen. Die Frage, ob er seine Karriere seinem Parteibuch zu verdanken habe, erübrigte sich dann. Kurzum: Die gastronomischen Einrichtungen des Palastes der Republik gehören nicht zu den Höhepunkten, sondern zu den Anekdoten meines Lebens. Kaschemmen sind selbst unter DDR-Gesichtspunkten nicht unbedingt erhaltenswert!

Hinsichtlich der Hohenzollern und der von diesen zu verantwortenden Kriege bedarf es noch einigen elementaren Nachhilfeunterrichtes in Geschichte und im übrigen mein Vorschlag: Wem es bei uns nicht paßt, soll gerne seine eigene DDR wieder aufbauen, mit Mauer und Stacheldraht und Schießanlage und ohne Bananen und Rente. Die DDR-Nostalgie ist auf die Dauer zu peinlich!

Dr. Hans-Wilhelm Wittmeier, Rösrath

Im Kriechgang

Betr.: „Brüssel spricht fast nur noch Englisch" (Nr. 17)

Und Deutschlands Politiker plappern eifrig mit. Wie sollten sie sich auch zu ihrer Sprache bekennen, die zu einem Land gehört, das zwar der Zahlmeister der EU ist, das aber jede Selbstachtung aufgegeben hat und sich an den Kriechgang unter dem Holocaust gewöhnt hat. Wer dennoch aufrecht gehen wollte, wird in die rechte Ecke gestellt und abgestraft. „Einigkeit und Recht und Freiheit für das deutsche Vaterland?" Wie fern ist dieser Anfang der deutschen Hymne der Wirklichkeit! **Wolfgang Kusserow, Köln**

Unwiederbringlich

Betr.: Leserforum

Ein ganz großes Lob an alle unsere Leserbriefschreiber muß hier einmal zum Ausdruck gebracht werden. Es sind ganz besondere Zeitdokumente von unschätzbarem, vielleicht sogar unwiederbringlichem Wert. **Klaus Peter Kolberg, Cuxhaven-Altenwalde**

Von den zahlreichen an uns gerichteten Leserbriefen können wir nur wenige, und diese oft nur in sinnwahrend gekürzten Auszügen, veröffentlichen. Die Leserbriefe geben die Meinung der Verfasser wieder, die sich nicht mit der Meinung der Redaktion zu decken braucht. Anonyme oder anonym bleiben wollende Zuschriften werden nicht berücksichtigt.

Er hat Farben und Formen revolutioniert

Später Ruhm eines unverstandenen Malergenies – Zum 100. Todesjahr von Paul Cézanne

Von UTA BUHR

„Quelle honte – welche Schande! Fast 100 Jahre haben meine Mitbürger gebraucht, um endlich das Genie Paul Cézannes zu begreifen. Henri Pontier, der Direktor des Museums der Schönen Künste in Aix, hat sich seinerzeit geweigert, jemals ein Werk Cézannes zu zeigen. Zum ersten Mal wurde er dort 1984 ausgestellt." Josianes dunkle Augen blitzen vor Zorn. Sie selbst ist in Aix-en-Provence geboren, Studentin der Rechte an der dortigen Universität und stolz auf ihre schöne Stadt. Bei strahlendem Sonnenschein schlendern wir mit ihr den Cours Mirabeau, die Prachtstraße mit ihren barocken Bürgerhäusern, belebten Cafés und sprudelnden Brunnen, hinunter. Bunte Fahnen, die auf die Festivitäten zu Ehren des großen Sohnes hinweisen, flattern in der leichten Brise. Die „Route Cézanne" wird durch runde, in das Straßenpflaster eingelassene Bronzeplaketten markiert. Und schon stehen wir vor dem „Musée Granet" an der Place Jean de Malte, in dem ab der nächsten Woche 110 Werke des Meisters unter dem Titel „Cézanne en Provence" ausgestellt werden.

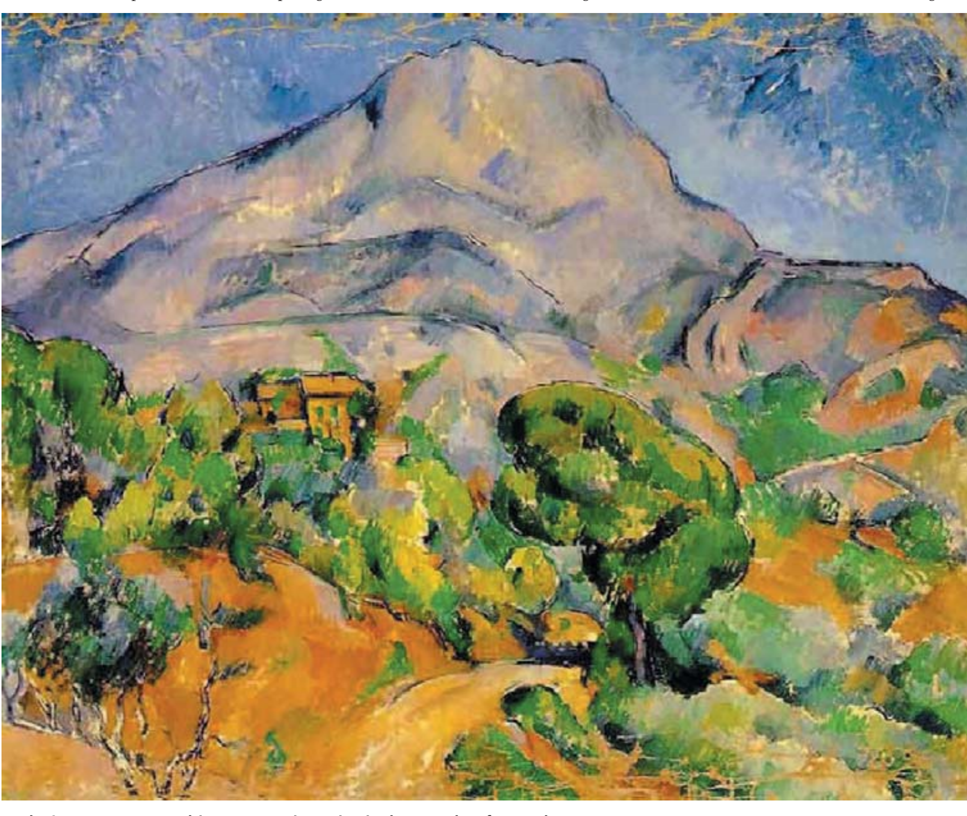
Eine Menschentraube hängt schon jetzt vor dem Portal, babylonisches Stimmengewirr dringt an unser Ohr. Mit Kameras behängte Japaner steigen im Schlepptau einer resoluten Führerin die Freitreppe hinauf, gefolgt von einer Gruppe Amerikaner, die sich laut darüber auslassen, daß sie schon einen Teil des Œuvres aus der National Gallery in Washington kennen. Nun sind sie ganz wild darauf, weitere Werke von „Ssässenn" zu sehen.

Anläßlich der Ausstellung zum 100. Todesjahr des Malers wurde das Museum völlig neu gestaltet und von 700 auf 4000 Quadratmeter erweitert. Die zwölf Säle präsentieren mit Ölbildern, Aquarellen, Stilleben und Selbstporträts einen Querschnitt seines Schaffens. Besonderer Beliebtheit erfreuen sich die weltberühmten „Badenden" sowie die Gemälde des magischen Kalksteinmassivs Sainte Victoire.

„Wer hier geboren wurde, ist verloren. Nichts anderes gefällt einem mehr", soll Paul Cézanne über seine Heimatstadt Aix-en-Provence gesagt haben, die er trotz ihrer kalten Ablehnung bis an sein Lebensende geliebt hat. „Das Licht der Provence und das milde Klima haben ihn selbst mit den Ignoranten und Kunstbanausen versöhnt", lacht Josiane und führt uns weiter durch die Stadt.

Auf unserer Spurensuche streifen wir das Haus in der Rue de l'Opéra, wo Cézanne am 19. Januar 1839 das Licht der Welt erblickte. Hinter den Mauern des Stadtpalais ging es streng und prosaisch zu. Vater Louis-Auguste war ein erfolgreicher Hutfabrikant mit Geschäftsräumen am vornehmen Cours Mirabeau. Später erwarb er noch eine Bank und wurde sehr reich. Dennoch galt er der feinen Gesellschaft von Aix auf Grund seiner proletarischen Herkunft als Parvenu. Es war sein innigster Wunsch, seinen Sohn als Advokaten zu etablieren, damit die Familie endlich „dazu gehöre". Nach dem Besuch des Collège Bourbon, wo er enge Freundschaft mit Émile Zola schließt, studiert er auf Geheiß des Vaters zunächst Jura. Selbstverständlich findet er keinen Geschmack an der trockenen Materie. Die liebevolle Mutter setzt sich für ein Kunststudium ein, indem sie argumentiert, nicht umsonst hieße der Filius Paul wie Rubens und Veronese! Der Vater gibt schließlich nach und schickt Paul auf die Académie Suisse in Paris, wo er Camille Pisarro kennen- und schätzenlernt. Eine Freundschaft, die ein Leben lang halten soll.

Cézanne verliebt sich in ein Modell und heiratet es heimlich. In Aix erzählt man sich gern die Anekdote vom Sohn, der seinem Vater ein Schnippchen schlug, indem er ihm seine in aller Stille geschlossene Ehe mit Horthense Fiquet verheimlichte. Er richtete sich mit seiner kleinen Familie in Auvers-sur-Oise ein, blieb aber der folgsame Sohn, der regelmäßig die Eltern besuchte. Durch die Verspätung der Straßenbahn erschien Paul eines Tages verspätet an der väterlichen Tafel. Der Patriarch hatte inzwischen einen von Horthense an Paul gerichteten Brief gelesen, der ihm zufällig in die Hände gefallen ist. Empört kürzte er Paul die monatliche „Apanage". Ein Schlag für den Maler, der die Seinen von seiner Kunst nicht ernähren konnte. Der „Verrat" wog um so schwerer, als Paul Cézanne in den vornehmen Salons von Paris kategorisch abgelehnt wurde und seine Werke lediglich in den „Salons des Refusés" (Salons der Abgelehnten) ausstellen durfte. Doch verbissen arbeitete er weiter und studierte akribisch den Faltenwurf auf den Madonnenbildern der alten Meister. Dieser findet sich in seinen Stilleben wieder, auf denen Früchte, Krüge und Kannen auf drapierten Tüchern dargestellt sind.



Paul Cézanne: Den gewaltigen Berg Sainte-Victoire hat er sehr oft gemalt. Fotos: Archiv

„Jas de Bouffan", die ehemalige herrschaftliche Sommerresidenz des Gouverneurs der Provence, erscheint dem Bankier Louis-Auguste Cézanne der angemessene Wohnsitz für einen erfolgreichen Bankier zu sein. In die ländliche Stille der provenzalischen „Bastide" verschlägt es auch Paul, der zunehmend menschenscheu wird und die Einsamkeit sucht. In seinem neuen, inmitten eines schattigen Parks mit alten Kastanienbäumen und üppigen Blumenbeeten gelegenen Domizils arbeitet er unermüdlich. Hier lebt er von 1859 bis 1899. Die Idylle hat er auch in seinen Gemälden „Bäume in Jas de Bouffan" und „Wasserbecken in Jas de Bouffan" festgehalten. Leider ist das einst prächtige Haus heute etwas heruntergekommen, der Park romantisch verwildert. Nur der Salon ist für das Publikum geöffnet. Hier läuft eine Audio-Video-Schau, die das Leben des Künstlers vor Ort beleuchtet. „Cézanne würde sich im Grabe umdrehen, wenn er wüßte, was aus seinem einstigen Refugium geworden ist", sagt die Leiterin von „Jas de Bouffan" und weist auf die laute Umgehungsstraße, die um das Anwesen herum gebaut wurde. Die pastorale Stille, die der Künstler so genoß, und die unberührte Naturszene, die er von seinem Atelierfenster im ersten Stock des Hauses sehen konnte, gehören seit langem der Vergangenheit an. Gesichtslose mehrstöckige Gebäude erheben sich dort, wo sich zu Cézannes Zeit Felder und Wiesen bis zum Horizont erstreckten.

1901, fünf Jahre vor seinem Tod, findet Cézanne nach langer Suche auf dem Hügel von Les Lauves endlich sein Traumatelier. Da er nach dem Tod seines Vaters ein vermögender Mann geworden ist, kann er es sich leisten, seinen Kunsttempel mitten in einem Olivenhain nach eigenen Entwürfen gestalten zu lassen. Durch riesige Fenster strömt das gleißende Licht der Provence ungehindert herein. Seinen Verehrern gilt das Haus in der heutigen Avenue Paul Cézanne 9 als Wallfahrtsort. Der große, grau gestrichene Raum im Erdgeschoß ist angefüllt mit sehr persönlichen Gegenständen: Strohhut und Liegestuhl des Malers, Pfeife und dem eigens für die Arbeit an den „Badenden" konstruierten Gerüst. Anrührend ist der Anblick des Amors aus hellem Sandstein mit dem abgebrochenen rechten Arm. Auch ihn hat Cézanne liebevoll porträtiert. Eine unvollendete Skizze steht noch auf der Staffelei. Das „Atelier des Lauves" ist ein Ort, an dem der Besucher noch den Geist des Künstlers zu spüren meint.

„Die im Atelier gemalten Bilder kommen gegen die in freier Natur geschaffenen einfach nicht an", schrieb Cézanne einst an seinen Freund Emile Zola. „Die Landschaft ist großartig, und ich sehe wunderbare Dinge. Ich muß mich daher entschließen, nur noch im Freien zu arbeiten." Seinem idealen Sujet begegnet Cézanne auf längeren Ausflügen schließlich etwa 30 Kilometer von Aix entfernt zwischen Beaureceuil und Saint-Antonin in der heroischen Landschaft um den 945 Meter hohen Berg Sainte-Victoire. Wie ein Besessener malt er den schroffen Kalksteinfelsen, am liebsten vom Château Noir aus oder aus der Perspektive des Steinbruchs von Bibémus, der mittags ockergelb aufleuchtet und später in der Abendsonne in rötliches Licht getaucht ist. Fast jeden Tag bahnt er sich mit dem Skizzenblock unter dem Arm seinen Weg durch wildes Gestrüpp und Geröll. Seine Liebe zur Malerei im Freien wird ihm an jenem schwülen Tag im Oktober 1906 zum Verhängnis. Ein Gewitter überrascht ihn auf freiem Feld. Keine Mensch ist in der Nähe, und er muß lange auf Hilfe warten. Kurz darauf erkrankt er an einer schweren Lungenentzündung, der er am 22. Oktober desselben Jahres erliegt – im Alter von gerade einmal 67 Jahren.

„Cézanne hat natürlich nicht nur in und um Aix herum gemalt", erklärt Jean-Claude, ein Kunststudent aus Marseille, der seine Besucher durch L'Estaque führt. Der alte Hafen in der Bucht von Marseille war einst das Eldorado aufstrebender Künstler. 1870 führt der Krieg gegen Preußen Cézanne hierher. Das Meer mit seinen wechselnden Farben verzaubert ihn. Begeistert schreibt er an seinen Freund Pissaro: „Rote Dächer vor dem blauen Meer. Die Sonne ist hier so erbarmungslos, daß es mir scheint, als ob alle Gegenstände sich als Silhouetten abhöben. Und das nicht nur in Schwarz oder Weiß, sondern in Blau, in Rot, in Braun und Violett." Auch eine Industrieanlage mit qualmendem Schornstein bringt er ebenso auf die Leinwand wie das „Haus mit den blauen Fensterläden" auf dem Hügel, das heute noch – frisch renoviert, aber immer noch reizvoll – am Impasse de L'Épargne zu sehen ist. „Auf den Spuren Cézannes folgten Raoul Duffy und Georges Braque", sagt Jean-Claude und führt uns zu Stellen, an denen die beiden Künstler mit ihren Staffeleien gestanden haben. „Man sagt auch, der Kubismus sei in L'Estaque geboren worden. Sehen Sie sich die würfelartigen Häuser von Cézanne an. Er hat nicht nur die Farben, sondern auch die Formen in der Malerei revolutioniert. "

„Wer noch nicht in Les Baux-de-Provence gewesen ist, weiß nichts von erhabener Schönheit", heißt es im Volksmund. Treffender hätte es auch Rainer Maria Rilke nicht sagen können, der gegen Ende des 19. Jahrhunderts das felsige Plateau inmitten einer grünen, von roter Erde durchsetzten Ebene besuchte. „Man kommt von Saint-Rémy, wo die Erde der Provence lauter Felder von Blumen trägt. Und auf einmal schlägt alles in Stein um", schrieb er in sein Tagebuch. Wer sich die holperige, steil ansteigende Straße bis zur Oberstadt hinaufgearbeitet hat, genießt in unmittelbarer Nachbarschaft der Kapelle St. Blaise einen herrlichen Rundblick auf die provenzalische Landschaft. Im Tal wartet eine weitere Köstlichkeit auf den Besucher. In der „Cathédrale d'Images", einem gigantischen Steinbruch, findet zur Zeit eine hinreißende visuelle Bilderschau unter dem Titel „Les couleurs de Cézanne" statt. Die Steinbrüche dienen als Kulisse und riesige Leinwand für dynamische Projektionen. Sie lassen den Betrachter in eine furiose Bilderwelt voller Emotionen und Farben eintauchen. Das Schauspiel ist einfach atemberaubend. Landschaften, Porträts und Stilleben werden an die Wände, Decken und den Fußboden geworfen. Zu den verschiedenen Bildern wurde Musik ausgewählt, die genau zu den Sujets paßt. Wie durch einen Schleier gleiten die „Badenden" an uns vorbei, untermalt von einer Komposition des Komponisten Claude Debussy – perlend und durchsichtig wie Wasser. Die Meinung der Besucher ist einhellig, bis auf wenige Stimmen, die diese Präsentation etwas kitschig finden: Ein hinreißendes Spektakel – eine lange überfällige Hommage an Paul Cézanne, den Wegbereiter der modernen Kunst!

Das „Musée Granet", Place Jean de Malte, Aix-en-Provence, ist täglich von 9 bis 19 Uhr geöffnet, am Dienstag bis 23 Uhr, Eintritt 10 Euro. Anmeldung ist unbedingt erforderlich: Von Deutschland unter der Nummer (00 33) 4 42 16 10 91 (vor Ort 42 16 10 91). Auskünfte: Maison de la France – Französisches Fremdenverkehrsamt, Postfach 10 01 28, 60001 Frankfurt / Main, Telefon: (09 00) 1 57 00 25, E-Mail: info.de@franceguide.com oder im Internet unter www.franceguide.com.

Paul Cézanne: Selbstbildnis (Ausschnitt)

Paul Cézanne wird am 19. Januar 1839 als Sohn des Hutfabrikanten und späteren Bankiers Louis-Auguste Cézanne in Aix-en-Provence geboren. Als er fünf Jahre alt ist, heiraten die Eltern. In der Schule freundet er sich mit Émile Zola (1840–1902), dem späteren Dichter, an. 1858 schließt er Ausbildung ab und erhält ersten Zeichenunterricht. Mit 20 Jahren nimmt er auf Wunsch des Vaters ein Jurastudium auf, das er allerdings bald abbricht. 1861 geht er nach Paris auf die Académie Suisse geht. Er ist 30 Jahre alt, als er eine Beziehung zu Horthense Fiquet aufnimmt, die ihm 1872 den Sohn Paul gebiert, die er jedoch erst 1886 heiratet. 1874 nimmt er an der ersten Impressionisten-Ausstellung teil, drei Jahre später an der dritten Ausstellung dieser Kunstrichtung. Wiederholt wird er von der Jury des Pariser Salons abgelehnt, so daß er sich schließlich wieder in seine Heimat zurückzieht. Als Paul Cézanne am 22. Oktober 1906 in Aix-en-Provence stirbt, hinterläßt er ein reiches Werk. *os*

MELDUNGEN

Wanderritt nach Ostpreußen

Quittainen – Vom 14. August bis 8. Oktober findet ein 56tägiger Wanderritt nach Ostpreußen statt, welcher der Strecke folgt, die Marion Gräfin Döhnhoff einst in umgekehrter Richtung bei ihrer Flucht gen Westen genommen hat. Wer die ganze Strecke oder ein Teilstück mitreiten will, erhält weitere Informationen von den Wanderreitern im Havelland, Am Anger 14, 16727 Oberkrämer, Telefon (0 33 04) / 25 32 28, Fax (0 33 04) 25 32 29, E-Mail: kontakt@wanderreiten-havelland.de, Homepage: www.wanderreiten-havelland.de. *Helga Schnehagen*

Versuch mit Abblendlicht

Königsberg – Noch ist es nur ein befristeter Versuch, aber seit Ende letzten Monats und noch bis zum kommenden Donnerstag müssen Autos im Königsberger Gebiet auch tagsüber mit Abblendlicht fahren. Hintergrund dieser Maßnahme ist, daß das Schuljahr zu Ende geht und mehr Kinder in ihrer Freizeit auf der Straße unterwegs sein werden. Ein Auto mit Licht ist für die kleinen Fußgänger besser zu sehen. Die Testaktion wurde von der Königsberger Verkehrspolizei ins Leben gerufen. *JJ*

Wasserqualität getestet

Königsberg – Zu Beginn der Badesaison wurden Wasserproben von 15 öffentlichen Gewässern im Königsberger Gebiet entnommen und auf ihre Sauberkeit untersucht. Drei Proben, die dem Fluß Ragnit und aus dem Stadtsee von Tilsit entnommen worden waren, entsprachen nicht den hygienischen Anforderungen. Aus diesem Grund war in diesen Badeorten auch in den vergangenen Jahren das Baden verboten. *MW*

Erfolgreich im Tischtennis

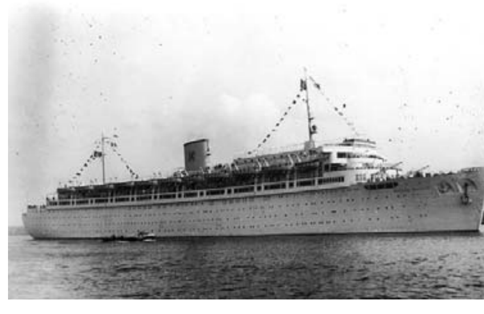
Osterode – Eine Mannschaft des Deutschen Vereins „Tannen“ in Osterode ist zum vierten Mal in Folge Amateur-Tischtennismeister der Stadt Osterode geworden. Unter Kapitän Henryk Hoch setzte sie sich abermals gegen sieben weitere Mannschaften durch. *BK*

Holzmonopol ruft Krise hervor

Allenstein – Die Holzbranche im südlichen Ostpreußen ist krisengeplagt. Die Unternehmer beklagen den seit dem Vorjahr um zehn Prozent gestiegenen Holzpreis. Bei den rund 700 Möbelherstellern in der Woiwodschaft Ermland und Masuren stehen Entlassungen an. Den hohen Marktpreis des Holzes bestimmt die „Allensteiner Regionaldirektion der Staatlichen Wälder“, die eine Monopolstellung innehat.

Neuer Studiengang

Allenstein – Die Fachhochschule für Technik, Wirtschaft und Medien bietet gemeinsam mit der Universität Allenstein ab dem kommenden Semester einen Master-Studiengang Process Engineering an.





Ein Schiff und seine Alarmglocke: Die „Wilhelm Gustloff“ und die Glocke im Restaurant „Barracuda“ Fotos (2): Archiv

»Gustloff«-Glocke in Restaurant

Die Alarmglocke des 1945 gesunkenen Flüchtlingsschiffes steht jetzt im »Barracuda«

Von Gerhard Olter

In Gdingen wurde vor kurzem am Hafenboulevard ein Restaurant mit dem Namen „Barracuda“ eröffnet, das eine Besonderheit besitzt. Als Hauptattraktion weist es die Alarmglocke aus dem Wrack der „Wilhelm Gustloff“ auf. Vor dem Betreten des Hauptsaals des Restaurants stößt man auf sie. Der Restaurantbetreiber, Piotr Tomaszewski, sieht darin nichts Verwerfliches.

Nach Informationen des Historischen Archivs Krupp Essen ist sie am 3. November 1937 auf Bestellung der „C. Theod. Wagner AG“ Wiesbaden gegossen worden. Die Glocke wiegt 280 Kilogramm und hat einen Durchmesser von etwa neun Dezimeter. Die Firma Wagner stellte Kommunikationssysteme her, und diese Glocke war höchstwahrscheinlich ein Geschenk der Firma für das im Jahre 1937 gebaute Schiff, das man erst auf den Namen „Adolf Hitler“ taufen wollte, dem man jedoch letztendlich auf Hitlers Wunsch hin den Namen „Wilhelm Gustloff“ verlieh.

Die Glocke ist am 8. August 1979 vom Polnischen Schiffsrettungswesen (Polskie Ratownictwo Okretowe – PRO) in Gdingen geborgen worden. Der damalige PRO-Direktor Tomasz Gajek stellte der Zeitung „Gazeta Wyborcza“ Dokumente zur Verfügung, aus denen hervorgeht, daß sich die Glocke am Heck des Schiffes befunden hatte, wo sie mittels einer speziellen Vorrichtung befestigt gewesen war, die den in Kirchen gebräuchlichen Aufhängungen ähnelte. Das legte spontan die Vermutung nahe, es könne sich um eine Kirchenglocke handeln. Der Taucher, der die Glocke aus dem Wasser geborgen hat, mußte dies mit Dekompressionsproblemen bezahlen. Laut Aussagen von Tomasz Gajek gibt es Hunderte von Fotos, die an Bord der „Wilhelm Gustloff“ entstanden sind und als Hintergrund eben jene Glocke haben.

> Anfänglich gab es Zweifel an der Herkunft der Glocke

Als Ende Februar dieses Jahres nun die „Gazeta Wyborcza“ die sensationelle Information über den Fund der Glocke veröffentlichte, zeigten das Zentrale Meeresmuseum Danzig sowie das Stadtmuseum Gdingen Interesse, diese für ihre Bestände zu gewinnen. Inzwischen hat die Entwicklung eine bedeutende Wendung genommen. Die ultra rechts ausgerichtete politische Situation in Polen hat dazu geführt, daß das Gdingener Museum von diesem Vorhaben Abstand genommen hat, da „hinsichtlich der komplizierten Kriegsgeschichte der Stadt Gdingen eine Ausstellung der Glocke in diesem Museum von der Museumsleitung als nicht gerade glückliche Wahl angesehen wird“. Das Zentrale Meeresmuseum Danzig ist zwar auch weiterhin an der Glocke interessiert, hat aber keinesfalls die Absicht, sie auszustellen: „... es ist kaum zu erwarten, daß sie ausgestellt wird. Sie paßt nicht zum Profil der Ausstellungen dieses Museums.“ Hingegen in gebührender Weise geehrt wurde die Glocke, als sie im Jahre 1995 anläßlich des 50. Jahrestages der Versenkung der „Wilhelm Gustloff“ in der Bundesrepublik Deutschland gezeigt wurde. Danach mußte sie jedoch der Republik Polen zurückgegeben werden. Diese Ausstellung der Glocke soll in Kiel stattgefunden haben.

In der Republik Polen ist der Glocke lediglich das Schicksal beschert, in irgendeiner Ecke eines Museumslagerraumes ihr Dasein zu fristen. Auf eine Anfrage beim Deutschen Schiffahrtsmuseum in Bremerhaven hin, das ebenfalls eine kleine Ausstellung über die „Wilhelm Gustloff“ beherbergt, ob es die Glocke aufnehmen würde, erging die Antwort, daß sie dort einen würdigen Platz bekommen würde.

Der Bund der Deutschen Minderheit in Danzig wird alles dafür tun, daß dieser stumme Zeuge jener Tragödie, die der „Wilhelm Gustloff“ und den 9000 Opfern zuteil geworden ist, nicht als Super-Attraktion in einer Gdingener Gaststätte gezeigt wird. Er wird weiter für sie einen ihr gebührenden Platz suchen.

Wer Näheres zur Rekonstruktion des Schicksals der Glocke beitragen kann, wende sich an Gerhard Olter, Bund der Deutschen Minderheit in Danzig, ul. Warynskiego 36, PL 80-433 Gdansk.

Eröffnung eines neuen Zirkus für Juli geplant

In der von den Russen Oktjabrskaja uliza genannten Lindenstraße in Königsberg wird bald ein neuer Zirkus mit einer originellen Kuppelkonstruktion entstehen. Die Konstruktion wurde bereits vor sieben Jahren aus Frankreich in die Exklave gebracht. Aber erst jetzt hat die staatliche Zirkusgesellschaft für die Errichtung des Zirkusgebäudes Finanzmittel in Höhe von zunächst einmal einer Million Rubel (ziemlich genau 29000 Euro) zugesagt.

Der neue Königsberger Zirkus soll eine an ihrem höchsten Punkt 19 Meter hohe Kuppel erhalten, die es erlaubt, selbst hochfliegende Trapezkünstler zum Gastspiel in die Gebietshauptstadt einzuladen. Der geräumige Saal mißt 24 Meter im Durchmesser und bietet 1040 Zuschauern Platz. Von den bequemen Sitzen aus – vorläufig Bänke mit Rückenlehnen, die später durch Sessel ersetzt werden sollen – wird der Zuschauer die gesamte Manege im Blick haben. Der Orchesterraum wird sich unter den Zuschauerreihen befinden. Die Direktorin Natalja Lebedinskaja legt auf Livemusik großen Wert.

> Die Kuppel soll 19 Meter hoch werden

Die Türen des neuen Zirkus könnten sich schon Mitte Juli für die Zuschauer öffnen. Für die Eröffnungsaufführung haben schon namhafte russische Artisten ihre Teilnahme zugesagt, unter ihnen Mstislaw Sapaschin mit seiner berühmten Nummer „Tiger auf spiegelnden Kugeln“ und Ewgenij Majchrowskij mit seinen „Meereszöglingen“ (Robben, Pinguinen). Die Eintrittspreise werden sich zwischen 60 (1,74 Euro) bis 200 Rubel (5,81 Euro) bewegen. *Manuela Rosenthal-Kappi*

Sie widerstand den Angriffen der Prußen

Rehden ist das Paradebeispiel für die voll entwickelte Konventsburg des Deutschen Ordens im Kastelltypus

Von Christofer Herrmann

Die Konventsburg des Deutschen Ordens im Kastelltypus Rehden zeigt Größe, Monumentalität und ausgewogene Massenproportion sowie im Detail viele qualitätsvolle Dekorelemente. Die Anlage erscheint als einheitlich durchdachter und geplanter Bau, dessen perfektes Gesamtbild sich auch angesichts der heutigen Ruine vor dem geistigen Auge rekonstruieren läßt. Die vier Burghäuser bildeten ein im Grundriß quadratisches Geviert mit einer Seitenlänge von jeweils 52 Metern. Die Ecken wurden durch schlanke, leicht vortretende Türmchen betont, die mit ihren zinnenbesetzten Abschlüssen in 28 Meter Höhe deutlich über die Traufe der Flügelbauten hinausragten. In der Nordwestecke der Burg befand sich ein freistehender achteckiger Bergfried mit einem Durchmesser von 12,9 Metern, von dem leider nur noch die Grundmauern erhalten sind. Das Portal in der Mitte der Südseite wird von einer hohen Spitzbogenblende überfangen und war ursprünglich mit einer Vortoranlage versehen, die auf der Innenseite einen dekorativen Fries aus Maßwerkplatten besaß. Bemerkenswert am Außenbau ist weiterhin das die Wandfläche überziehende gleichmäßige Netz aus Rautenmustern. Die mächtige Ruine des



Burg Rheden: Die Südseite der Ordensburg Foto: Herrmann

Südflügels ist im Inneren des Hauptgeschosses dreigeteilt: Im Osten lag die ursprünglich mit Sterngewölben ausgestattete dreijochige Kirche mit einer enormen Höhenerstreckung. Der östliche Abschluß im Inneren wird durch die Schrägstellung der Wände polygonal gestaltet. Die weit nach oben geführten Chorfenster zeigen eine originelle Besonderheit, denn in ihrem oberen Bereich führt ein Wehrgang über kleine brückenartige Konstruktionen durch die Fenster hindurch. In der nördlichen Mauerstärke der Kirche liegen drei gut erhaltene Büßerzellen mit kleinen Öffnungen, die zur ehemaligen Altarstelle gerichtet sind. Durch diese Öffnungen konnten die wegen Verletzungen der Regel eingesperrten Ordensbrüder akustisch am Gottesdienst in der Kirche teilhaben. An die Kirche schloß ein über der Durchfahrt liegender kleiner Zwischenraum an, der vielleicht als Infirmerie diente. Im Westen des Flügels lag der dreijochige Remter. Vollständig erhalten haben sich die beiden südlichen Ecktürme, die man bis zu den gemauerten Zeltdächlein ersteigen kann. Die Burg in Rehden besaß eine einfache Variante des Danskers. Es handelt sich um einen auf der westlichen Parchammauer (Zwingermauer) aufsitzenden Halbschalenturm, der zur Grabenseite hin vier mächtige Granitkonsolen besitzt, auf denen die hölzerne Toilettenkonstruktion stand. Der Dansker war ursprünglich über einen von einer Arkade getragenen Gang vom Westflügel des Haupthauses aus zugänglich. Außergewöhnlich gut erhalten ist der Vorburgbereich südlich des Haupthauses, umgeben von der langgezogenen mittelalterlichen Befestigungsmauer.

Nach chronikalischer Überlieferung wurde die erste, noch hölzerne Burg in Rehden 1234 errichtet. Sie widerstand als eine der wenigen Befestigungen des Ordens den Angriffen der Prußen während des ersten und wohl auch während des zweiten Aufstands (1242–1249 und nach 1260). Die Errichtung des gewaltigen Haupthauses aus Backstein kann für die Jahre zwischen etwa 1300 und 1330 angenommen werden. Rehden steht dabei entwicklungsgeschichtlich zwischen Mewe und Strasburg. Im großen Krieg 1410 besetzten polnische Truppen die Burg, die anschließend durch den Deutschen Orden belagert wurde. 1454 fiel Rehden in die Hand des preußischen Bundes und konnte vom Orden trotz mehrmaliger Belagerungen nicht zurückerobert werden. Nach Beschädigungen während der nordischen Kriege im 17. Jahrhundert erfolgte unter preußischer Herrschaft (nach 1772) ein Teilabbruch der Burg, dem vor allem der West- und Nordflügel sowie der Bergfried zum Opfer fielen. Der Südflügel und Teile des Ostflügels blieben als Ruine stehen. 1836 führte man erste Restaurierungsarbeiten am Haupttor und am Kirchenportal durch. 1910/11 wurde der gesamte Südflügel gesichert und die Kirche mit einem Satteldach versehen. Zwischen 1961 und 1966 kam es zu einer weiteren Restaurierung der Burg, bei der die Kirche eine Dachkonstruktion aus Beton erhielt. Die geplante Einrichtung eines Museums kam jedoch nicht zustande, so daß die damals begonnenen Arbeiten bis heute unfertig geblieben sind.

Anreiseweg: Rehden liegt etwa 15 Kilometer südöstlich von Graudenz und ist von dort über die Landstraße 534 zu erreichen. Die Burg befindet sich an der Nordseite des Ortes.

*Aus: **„Burgen im Ordensland – Deutschordens- und Bischofsburgen in Ost- und Westpreußen“**, Bergstadtverlag, Würzburg 2006, 160 Abb., 288 Seiten, 24,90 Euro, Bestell-Nr.: 5489*

Feuer in Danzigs Katharinenkirche

Das Dach wurde zerstört, aber die Schäden an Turm, Glockenspiel und Inneneinrichtung halten sich in Grenzen

Von MANUEL RUOFF

Danzigs gotische Kirche St. Katharinen ist durch einen Brand schwer beschädigt worden. Als Brandursache werden Arbeiten am Dach vermutet. „Das ist die größte Tragödie der Danziger Denkmäler seit 1945“, klassifizierte der Kunsthistoriker Andrzej Januszajtis das Ausmaß des Unglücks. Die Feuerwehr rückte mit einem Großaufgebot von 20 Löschzügen an. Nach zwei Stunden teilte die Einsatzleitung endlich mit, die Lage unter Kontrolle zu haben. Doch noch Stunden später züngelten Flammen aus dem Turm. Mit meterhohen Wasserfontänen versuchte die Feuerwehr, ein Übergreifen von Flammen auf andere Teile des Baus zu verhindern. Zwei Feuerwehrmänner wurden durch den Rauch verletzt.

Das Dach wurde ein Raub der Flammen. Teile davon stürzten in ein Zwischengeschoß. Zeitweise galt auch der Glockenturm als einsturzgefährdet. „Wir tun alles, damit es nicht dazu kommt“, versprach Andrzej Roszkowski, der Leiter der Feuerwehr, und der Einsatz hat sich gelohnt. Das im Turm befindliche historische Glockenspiel mit seinen 49 Glocken wurde nur leicht beschädigt. Grzegorz Szychlinski äußerte einen Tag nach dem Brand die Hoffnung, daß das Geläut bereits im Juli wieder zum Einsatz kommen könne. Dann findet in der Kirche ein internationales Glockenspieler-Treffen statt. Von den Exponaten des ebenfalls im Turm untergebrachten Uhrenmuseums hat zwar „alles überlebt“, um es mit den Worten des Museumsleiters zu sagen, aber: „Alles ist in einem bemitleidenswerten Zustand, vollgesogen mit Wasser.“ Die Kunstgegenstände im Inneren des Gotteshauses, vor allem Gemälde und Skulpturen, hatten von Feuerwehrmännern vor den Flammen in Sicherheit gebracht werden können.

St. Katharinen gilt nicht ohne Grund neben der Marienkirche als der bedeutendste Sakralbau in der Altstadt Danzigs. 1185 von Fürst Subislaus errichtet, ist sie die älteste Kirche der Hansestadt. Bis zum Bau von St. Marien 1343 war sie als erste und einzige Pfarrkirche das bei weitem wichtigste Gotteshaus der Stadt. Anfang des 13. Jahrhunderts wurde der Holz- durch einen Steinbau ersetzt. 1574 wurde ein schlagendes Uhrwerk in den Kirchturm eingebaut, 1634 erhielt die Kirche die uns heute bekannte geschwungene Barockhaube mit den vier Ecktürmchen sowie ein neues Schlagwerk. 1905 wurde diese Barockhaube zwar nebst Glocken durch Blitzschlag zerstört, aber 1910 in alter Form wiederaufgebaut. 1940 wurden die Glocken zu Rüstungszwecken eingeschmolzen, 1945 auch der Bau selber zerstört. Nach dem Krieg fand eine originalgetreue Rekonstruktion statt, die erst in den 80er Jahren mit dem Turm abgeschlossen wurde.



Das brennende Gotteshaus St. Katharinen Foto: privat

Ein Ostpreuße erinnert sich

Wir schreiben das Jahr 1941 Die deutschen Truppen rücken siegreich in Rußland vor, die Sondermeldungen bringen Erfolge über gefangene Russen, zerstörte Panzer und Geschütze!

Seit dieser Zeit verändert sich auch an der Volksschule der Geschichtsunterricht! Rektor Adomeit, unser Geschichtslehrer, läßt eine Europakarte als ständiges Anschauungsmaterial anbringen (bis die Frontbegradigungen immer häufiger wurden). Von Finnland bis zum Schwarzen Meer wurden Frontverlauf und Erfolgsfähnchen gesteckt. Da ich im Geschichtsunterricht einigermaßen gut war, hatte ich die Aufgabe, täglich den aktuellen Stand einzutragen und zu erklären! Es waren einige Wochen vergangen, da trafen auch in Labiau die ersten russischen Gefangenen ein. Diese Information hatte sich so schnell verbreitet, daß wir so schnell wie möglich zum Deimehafen eilten. Unmittelbar gegenüber Koppitsch-Obersteller sahen wir auf einem Pionierponton rund 15 bis 20 gefangene Russen, bewacht von zwei Soldaten, davor der kleine Schlepper „Lotte“. Es gab viele Schaulustige. Besonders war aufgefallen, daß die Gefangenen sehr heruntergekommen waren und Hunger hatten. Zu dieser Jahreszeit waren die ersten Kähne mit Kohl, Gurken, Kürbis und anderem Gemüse im kleinen Hafen und hatten verdorbenes Gemüse ins Wasser geworfen, welches auch in Richtung der russischen Gefangenen trieb. Die Gefangenen haben versucht, dieses mit den Händen zu ergreifen, um ihren Hunger zu stillen, was uns zu diesem Zeitpunkt noch nicht so betroffen gemacht hat, wir waren ja die Sieger.

Seit diesem Zeitpunkt vergingen einige Jahre bis uns im Januar 1945 und in den folgenden Jahren bis zur endgültigen Vertreibung, der gleiche Überlebenskampf um tägliche Nahrung von Milch und Beifuß und so weiter vor dem sicheren Tod bewahrte. Auch ich war ein Wolfskind in Litauen und verdanke diesen Menschen mein Überleben. *Gerhard Gengel*

Neue Fährlinien

Scandlines, deren Fähren bisher von Kiel aus Memel anliefen, hat seinen Fahrplan neu geordnet und konzentriert sich ausschließlich auf die Linie Rostock–Ventspils (Lettland), die wöchentlich mit vier Abfahrten in jede Richtung bedient wird. Von Kiel nach Memel fährt allein DFDS Lisco mit zwei Ro-Pax-Fähren. Von Sassnitz nach Memel lief schon in den Vorjahren nur noch Frachtverkehr. Voraussichtlich ab Herbst soll zwischen Sassnitz– Pillau–Ust Luga eine neue Fährlinie eingerichtet werden. Ob auch Passagiere befördert werden, ist derzeit noch unklar. *Bernhard Knapstein*

Die ostpreußische Familie



Ruth Geede Foto: privat

Lewe Landslied und Familienfreunde,

es geht weiter mit der großen Suche, denn auch immer weiter ziehen sich die Kreise unserer Ostpreußischen Familie, oft erst durch Vermittlung unserer Landsleute, die auf unsere Erfolge hinweisen und somit Hoffnung erwecken. So bei Herrn **Hermann Riethmüller**, der für seine Frau nach deren besten Freundin aus der Heimat sucht. Die ist im weiteren Sinne Ostpreußen, im engeren der Kreis Goldap, noch enger das Dorf Kosaken / Rappenhöh. Dort besaß das Ehepaar **Hilpert**, die Eltern von Gerda Riethmüller, einen Hof. Als Vater **Emil** 1938 verstarb, übernahm seine Frau **Berta** Hilpert den bäuerlichen Betrieb, bis sie mit ihren Töchtern **Gerda** und **Edith** im Herbst 1944 auf die Flucht gehen mußten und in Schleswig-Holstein ein Domizil fanden. In den vergangenen Jahren besuchte das Ehepaar Riethmüller das Dorf Kosaken, vielmehr das, was von ihm übriggeblieben ist, denn es sind nur noch zwei, drei Anwesen zu erkennen. Die Reisen in die Heimat seiner Frau hat Herrn Riethmüller sehr ergriffen und dazu geführt, der Frage nachzugehen: Wie sah der Ort vor dem Krieg aus? Bei den Nachforschungen fand das Ehepaar große Unterstützung durch die Kreisgemeinschaft Goldap, besonders durch Frau **Trucewitz**, die auf den brandneuen Ortsatlas von Kirchspiel Gurnen hinwies. Aus diesem, unter Mitwirkung von Herrn Dr. **Rothe** entstandenen, sehr umfangreichen Werk konnte Herr Riethmüller schon viel entnehmen, aber da ist noch eine ganz besondere Frage, die nicht geklärt werden konnte: Was ist aus der Familie des Schmiedemeisters **Ernst Kallweit** geworden? Frau Trucewitz gab den Rat, sich an unsere Ostpreußische Familie zu wenden, und den befolgt nun Herr Riethmüller – ohne Wissen seiner Frau, denn sollte sich eine Lösung finden, wäre das für Frau Gerda eine große Überraschung. Sie hatte lange Jahre nach ihrer Freundin aus alten Kindertagen geforscht – vergeblich. Aber vielleicht gibt es jetzt durch unsere Familie wenigstens einen Hinweis, wie es **Ellinore** Kallweit ergangen ist, seit sich die Freundinnen durch die Flucht aus den Augen verloren. Damals war die Gesuchte, da sie etwa gleichaltrig mit der 1932 geborenen Gerda Riethmüller – damals Hilpert – ist, ein Mädchen von 12 / 13 Jahren, wie das Foto beweist, das Frau Riethmüller bis heute bewahrt hat. Wenn sie Krieg und Flucht überstanden hat, könnte sie durch Heirat einen anderen Namen haben und durchaus heute noch leben. Das wäre natürlich die größte Überraschung, wenn sie sich persönlich melden würde. Zuschriften bitte an Hermann Riethmüller, Königsberger Weg 1 in 53123 Bonn.

Bei **Hannelore Masch** geborene **Schipper** bewegt sich die Suche in einem engeren familiären Rahmen, denn es handelt sich um ihre Herkunft väterlicherseits. An ihren 1943 gefallenen Vater hat die 1941 Geborene natürlich keine Erinnerungen, und ihre vor wenigen Jahren verstorbene Mutter hat auch über ihn und seine Familie wenig gesprochen, da sie 1944 erneut geheiratet hatte. So weiß Frau Masch so gut wie nichts über ihren leiblichen Vater und die Familie Schipper. Ihre langjährigen Nachforschungen blieben ergebnislos, und darum hofft sie jetzt auf unsere Ostpreußische Familie, vor allem auf Landsleute aus Heilsberg und dem Kreis Rastenburg, denn die Schippers stammen aus Prangenau. Die Mutter, als **Erna Ellwanger** in Heilsberg geboren und als Drogistin beziehungsweise Fotolaborantin in der Drogerie Nieß in der Langgasse tätig, wohnte bis zu ihrer Heirat mit **Fritz Schipper** im Jahre 1939 in der Adolf-Hitler-Straße 2 a, vormals Bartensteiner Straße. Das junge Paar zog in eine Mietwohnung, die wahrscheinlich in der Nähe der Kiehlschen Mühle lag. Wer kannte Fritz und Erna Schipper und kann die Wohnadresse benennen? Der Name „Schipper“ taucht in dem Buch „Heilsberg“ von Merten auf. Dort wird ein **Hugo** Schipper genannt, der mit **Anna Behlau**, * 1906, verheiratet war und bis 1945 im Heimstättenweg 24 wohnte. Und in diesem Haus wohnten auch die Eltern Ellwanger zur Zeit der Geburt ihrer Tochter Erna. Es ist zu vermuten, daß es sich bei diesem Hugo Schipper um einen Verwandten des leiblichen Vaters von Hannelore Masch-Schipper handelt, vielleicht um seinen Onkel, und daß durch diese Nachbarschaft die Verbindung zwischen Erna Ellwanger und Fritz Schipper zustande kam. Und hier setzt eine konkrete Spur ein: Hugo Schipper wohnte nach dem Krieg 1965 in Berlin, ist dann unbekannt verzogen. Vielleicht gibt es noch Angehörige dieser Familie Schipper, die Frau Masch etwas über den familiären Hintergrund berichten könnten? Hannelore und ihr Ehemann Karl Masch – der als eifriger Leser unserer Zeitung diesen Suchwunsch jetzt realisierte – hoffen auf eine positive Reaktion (Hannelore Masch, Fernholz 2 b in 40883 Ratingen, Telefon 0 21 02 / 6 86 73, E-Mail: KarlMasch@aol.com).



Ellinore Kallweit: Wer sachdienliche Hinweise zu dem etwa 1932 geborenen Mädchens machen kann, wende sich an Hermann Riethmüller, Königsberger Weg 1 in 53123 Bonn. Foto: privat

Ein ähnliches Problem spricht die nächste Suchfrage an, übermittelt durch unsere Leserin **Helga Beuke**, der ich ganz herzlich für ihre anerkennenden Worte danke. Ihr Schreiben ist so flott formuliert, daß ich die ersten Zeilen im Wortlaut bringe. „Anläßlich eines Besuchs bei Bekannten im Allgäu wurde mir eine **Christa Kohler** als ‚Auch-Ostpreußin‘ vorgestellt. Ich bat um ihren Mädchennamen, er lautete ‚**Henseleit**‘. Ich sagte: ‚Toll, ich bin mit einer Henseleit zur Schule gegangen.‘ Christa rief: ‚Mein Gott, du bist die Erste, die mit meinem Namen etwas anfangen kann!‘ Eine der Königsberger Henseleits war meine Klassenkameradin in der Königin-Luise-Schule. Wie mir bekannt, waren die Geschwister alle Mädchen, aber es könnten ja Verwandte wie Onkel und Tanten existieren. Ich habe mit meiner alten Schulfreundin **Eva** Henseleit aus Königsberg gesprochen. Sie konnte aber nicht weiter helfen.“ Soweit die Vorgeschichte, denn jetzt kommen wir auf den Kern der Schreibens. Frau Beuke erfuhr, daß Christa Kohler geborene Henseleit so gut wie nichts über ihre väterliche Familie weiß, aber sich zunehmend mit der Frage beschäftigt: Wer bin ich, wo komme ich her? Ihr ostpreußischer Vater **Fritz** Henseleit wurde am 24. September 1924 in Abbarten, Kreis Bartenstein geboren. Als Soldat geriet er in amerikanische Gefangenschaft und wurde in Bayern entlassen, wo er auch blieb. Er heiratete eine dort Ansässige, 1948 kam Tochter Christa zur Welt. Die Ehe wurde geschieden, die Tochter wuchs bei der Mutter auf, konnte ihren Vater aber oft besuchen. Er hat dem Kind viel über seine Heimat erzählt, aber Christa war noch klein und hat wenig behalten. Nach dem Tod des Vaters wurde kaum noch über ihn gesprochen, es blieben auch keine Unterlagen erhalten. Frau Beuke weiß, daß ihr Vater eine Schwester **Christel** hatte – vielleicht erhielt seine Tochter deshalb den Namen Christa? –, von weiteren Verwandten ist nichts bekannt. Sie hofft nun für ihre Bekannte, daß es noch Angehörige gibt, vielleicht Nachkommen von Christel Henseleit, deren Alter unbekannt ist, sie dürfte aber auch in den 20er Jahren des vorigen Jahrhunderts geboren sein. Abbarten, kein größeres Dorf sondern Gut und Försterei, gehörte zur Gemeinde Deutsch Wilten im Kirchspiel Georgenau. 20 Kilometer nordöstlich von Bartenstein gelegen. Es könnte sein, daß sich auch ehemalige Nachbarn und Schulkameraden an Fritz Henseleit und die Familie erinnern. Jeder Hinweis ist willkommen. Zuschriften bitte an Helga Beuke, Oberstraße 8 in 67745 Grumbach, Telefon (0 63 82) 83 58, Fax (0 63 82) 99 33 47.

Die Anschrift eines Landsmannes sucht Herr **Friedrich Wach**, und ich muß die Bitte weitergeben. Es handelt sich um den in Puppen, Kreis Ortelsburg geborenen **Willi Zimmermann**. Er studierte in Posen Landwirtschaft und ist dann kurz nach Beendigung seines Studiums in den Westen gegangen. Heute müßte Willi Zimmermann in Süddeutschland wohnen. Der etwa 65- bis 70jährige hat noch einen Bruder, **Udo** Zimmermann. Sicherlich wird Herr Wach auf diesem Wege zu der gesuchten Adresse komme. Seine Anschrift: Friedrich Wach, Finkenweg 6 in 71134 Aidlingen.

Noch ein Nachschrapselchen: Gesucht wird das Buch „Im Sattel vom Ostseestrand bis zum Bosporus“ von William von Simpson. Der Reisebericht erschien 1918 und ist heute antiquarisch nicht mehr erhältlich. Es handelt sich um das Erstlingswerk des in Nettienen, Kreis Insterburg geborenen Schriftstellers, der dann durch seine Roman-Trilogie „Die Barrings“ berühmt wurde. Gewünscht von Herrn **Wolfgang Hamann**, Stockacherstraße 14 b in 78351 Bodmann-Ludwigshafen, Telefon / Fax (0 77 73) 92 06 34.

Eure

Ruth Geede

Ruth Geede

MELDUNGEN

Werden Burgen privatisiert?

Königsberg – Nach Angaben des „Königsberger Expreß“ erwägt die Gebietsregierung von Königsberg die Privatisierung der 58 im Gebiet befindlichen Schloß- und Burgruinen. Von diesen dürften allerdings lediglich die Ruinen in Labiau, Neuhausen, Ragnit, Pr. Eylau, Georgenburg, Insterburg und Balga für Investoren von Interesse sein. Einem Verkauf steht allerdings nach Angaben der Nachrichtenagentur „ANN“ ein von Gebietsgouverneur Georgij Boos in einer früheren Funktion selbst initiiertes Kulturerbegesetz entgegen, wonach die Privatisierung von Bau- und Kulturdenkmälern in der Russischen Föderation verboten ist.

Steigende Benzinpreise

Allenstein – Reisende ins südliche Ostpreußen müssen sich inzwischen wieder dauerhaft auf Kraftstoffpreise von über 4 Zloty (1,02 Euro) je Liter Eurosuper 95 einstellen. Hatte sich der Preis zum Jahreswechsel und über einen langen Zeitraum des Winters relativ stabil um die 3,65 bis 3,70 Zloty (etwa 95 Cent) bewegt, ist er zuletzt in kurzen Abständen schnell über die Zwischenstation 3,80 / 3,82 Zloty geklettert und hat in der Osterwoche auch die 4-Zloty-Grenze je Liter „ohne Probleme“ genommen. Derzeit liegt der Literpreis bei etwa 4,05 Zloty (1,04 Euro). *BK*

Hochrisikogebiet für FSME

Neu-Isenburg – Die „Ärzte-Zeitung“ hat eine FSME-Warnmeldung veröffentlicht. FSME steht für Frühsommer-Meningoenzephalitis und ist eine entzündliche Erkrankung des Gehirns oder der Hirnhäute, die durch ein von Zecken übertragenen Virus ausgelöst wird. Ostpreußen südlich der Memel ist fast vollständig als Hochrisikogebiet eingestuft. Gegen FSME besteht die Möglichkeit sich impfen zu lassen.

Baumesse mit 200 Firmen

Königsberg – Zufrieden zeigten sich die Veranstalter mit den Teilnehmern an der internationalen Baumesse „Fassade“, die wie jedes Jahr auch dieses Frühjahr wieder in Königsberg stattgefunden hat. Über 200 Firmen aus der Exklave, Rußland und anderen Staaten waren diesmal dem Ruf in die Pregelmetropole gefolgt.



ZUM 100. GEBURTSTAG

Helbing, Friedrich, aus Neidenburg, jetzt Am Steinacker 13, 35583 Wetzlar, am 9. Juni

ZUM 97. GEBURTSTAG

Borkowski, Hermann, aus Grünfließ, Kreis Neidenburg, jetzt Ringstraße 7, 66916 Breitenbach, am 3. Juni

ZUM 96. GEBURTSTAG

Dams, Helene, geb. Kröhnert, aus Kleinerlenrode, Kreis Elchniederung, jetzt Wittfeldstraße 31, Pflegeheim, 47441 Moers, am 9. Juni

Plauschinat, Meta, geb. Danielowski, aus Dietrichsdorf, Kreis Neidenburg, jetzt Auf dem Dudel 50, 47228 Duisburg, am 5. Juni

ZUM 95. GEBURTSTAG

Burkatzki, Martha, geb. Skischalli, aus Neidenburg, jetzt Beethovenstraße 47, 42655 Solingen, am 5. Juni

Dostall, Hedwig, aus Boguschau / Graudenz, jetzt Neustettiner Straße 2, 23701 Eutin, am 6. Juni

Holldack, Else, geb. Meier, aus Fließdorf, Kreis Lyck, jetzt Schweriner Straße 15, 21614 Buxtehude, am 8. Juni

ZUM 94. GEBURTSTAG

Nikolayczyk, Elfriede, geb. Podworny, aus Langheide, Kreis Lyck, jetzt Südstraße 18, 57623 Flammersfeld, am 9. Juni

ZUM 93. GEBURTSTAG

Erzberger, Hedwig, geb. Neumann, aus Goldbach, Kreis Wehlau, jetzt Bergstraße 46, 37447 Wieda / Harz, am 8. Juni

Greiner, Frieda, geb. Kloss, aus Ortelsburg, jetzt Am Knill 58, 22147 Hamburg, am 7. Juni

Schemborski, Ella, aus Lyck, jetzt Baeckerberg 25, 24220 Flintbek, am 6. Juni

Stascheit, Gerhard, aus Kreis Elchniederung, jetzt Seniorenzentrum Johanneshaus, Luchsweg 9, 75378 Bad Liebenzell-Monakam, am 8. Juni

ZUM 92. GEBURTSTAG

Ahrens, Dora, geb. Kudszus, aus Sensburg, jetzt Hermannstraße 14, 45479 Mülheim an der Ruhr, am 6. Juni

Bergner, Heinz, aus Memel, Sandwehrstraße 8, jetzt Schönwalder Chaussee 46, 39517 Tangerhütte, am 8. Juni

Kaukel, Martha, geb. Jedamzik, aus Lyck, General-Busse-Str. 1, jetzt Pestalozzistraße 41, 17438 Wolgast, am 6. Juni

ZUM 91. GEBURTSTAG

Chaborski, Wilhelm, aus Ebendorf, Kreis Ortelsburg, jetzt Kurhausstraße 81, 44652 Herne, am 10. Juni

Fortak, Ottilie, geb. Latza, aus Ittau, Kreis Neidenburg, jetzt Hoferstraße 42, 08606 Oelsnitz, am 1. Juni

Müller-Hermann, Ruth, geb. Fien, aus Königsberg, jetzt Rilkeweg 40, 28355 Bremen, am 7. Juni

Seidel, Heinz, aus Lyck, jetzt Clemens-Cassel-Straße 2, 29223 Celle, am 6. Juni

ZUM 90. GEBURTSTAG

Donnerstag, Alfred, aus Wehlau, Deutsche Straße, jetzt Roggenkamp 6, 29549 Bad Bevensen, am 7. Juni

Eckert-Möbius, Irene, geb. Overkamp, aus Trömpau, heute Wilhelmshöhe, Haus 27 – Wohnung 149, 23701 Eutin, am 10. Juni

Fries, Gertrud, geb. Barczynski, aus Königsberg, Hans-Sagan-Straße 95, jetzt Annenstraße 2, 66606 St. Wendel, am 4. Juni

Kopatz, Martha, geb. Klatt, aus Liebenberg, Kreis Ortelsburg, jetzt Schillerstraße 13, 47506 Neukirchen-Vluyn, am 9. Juni

Krolzik, Martha, aus Napierken-Wetzh., Kreis Neidenburg, Dr.-Heinrich-J.-Straße 3 a, 37581 Bad Gandersheim, am 8. Juni

Loewke, Elfriede, geb. Solondz, aus Willenberg, Kreis Ortelsburg, jetzt Hans-Sachs-Straße 19 A, 82152 Krailling, am 10. Juni

Lückert, Hildegard, geb. Granzow, aus Heinrichswalde, Kreis Elchniederung, jetzt Lutherplatz 8, 99817 Eisenach, am 5. Juni

Mrotzek, Gertrud, geb. Przytulla, aus Kölmersdorf, Kreis Lyck, jetzt Wiesestraße 35, 32052 Herford, am 6. Juni

ZUM 85. GEBURTSTAG

Boriß, Anna, geb. Niedzella, aus Neuendorf, Kreis Lyck, jetzt Saarstraße 25, 41199 Mönchengladbach, am 7. Juni

Falke, Fritz, aus Eisenberg, Kreis Heiligenbeil, jetzt Heinrich-Hoff-Straße 22, 30453 Hannover, am 5. Juni

Fichter, Helene, geb. Kalinna, aus Lyck, jetzt Timpenstraße 19, 46117 Oberhausen, am 5. Juni

Gorriahn. Irmgard, geb. Stamm, aus Lyck, Kaiser-Wilhelm-Straße 123, jetzt Brunnenplatz 1, 31812 Bad Pyrmont, am 8. Juni

Haas, Ursula, geb. Patschke, aus Radnicken, Kreis Samland, jetzt Holunderweg 7, 51491 Overath, am 7. Juni

Hiebert, Erna, geb. Hiebert, aus Rautenburg, Kreis Elchniederung, jetzt An der Bleiche 7, Matthias-Jorissen-Haus, 47506 Neukirchen-Vluyn, am 9. Juni

Hoffmann, Ursula, geb. Skorzik, aus Friedrichshof, Kreis Ortelsburg, jetzt Laurentiusstraße 42, 45889 Gelsenkirchen am 10. Juni

Jerosch, Erich, aus Gr. Jauer, Kreis Lötzen, jetzt Maritim-Residenz Apt. 252, am Stadtgarten 1, 45879 Gelsenkirchen, am 7. Juni

Koch, Gertrud, geb. Tiedke / Oginski, aus Lyck, Hindenburgstraße 9, jetzt Kapuzinerstraße 25c, 80337 München, am 11. Juni

Kolb, Elfriede, geb. Dudszus, aus Allenburg, Königstraße, Kreis Wehlau, jetzt Frühlingstraße 5-306, 91560 Heilsbronn, am 11. Juni

Krafft, Ruth, geb. Haedge-Med., aus Logdau, Kreis Neidenburg, jetzt Borsteler Landstraße 10b, 28832 Achim, am 3. Juni

Krieg, Liesbeth, geb. Kayß, aus Jägersdorf, Kreis Neidenburg, jetzt Westring 20, 15366 Neuenhagen, am 9. Juni

Kumpat, Erich, aus Neuginnendorf, Kreis Elchniederung, jetzt Franzosenweg 25, 37691 Boffzen, am 9. Juni

Meyer, Christel, geb. Matzko, aus Steinberg, Kreis Lyck, jetzt Siegesstraße 44, 42285 Wuppertal, am 5. Juni

Müller, Eva, aus Insterburg, jetzt Erich-Klabunde-Straße 105, 34121 Kassel, am 7. Juni

Natschke, Else, geb. Jezierski, aus Skomanten, Kreis Lyck, jetzt Dorfstraße 91, 02956 Daubitz, am 9. Juni

Piontek, Anna, aus Statzen, Kreis Lyck, jetzt Burgkunstadter Straße 25, 96260 Weismain, am 5. Juni

Romott, Frieda, aus Treuburg, Bussestraße, jetzt Neutorstraße 20, 89073 Ulm, am 5. Juni

Sadlowski, Pauline, geb. Karbinski, aus Waiselh., Grünfl., Kreis Neidenburg, jetzt Kivistraße 13, 18106 Rostock, am 9. Juni

Schmidt, Edith, geb. Simeit, aus Aschpalten, Kreis Elchniederung, jetzt Eisenacher Straße 54, 64823 Groß-Umstadt, am 11. Juni

Sreball, Charlotte, geb. Sreball, aus Aschpalten, Kreis Elchniederung, jetzt Jahnstraße 32, 48529 Nordhorn, am 5. Juni

Stubert, Irene, geb. Noetzel, aus Raging, Kreis Elchniederung, jetzt Jahnstraße 12, 73431 Aalen, am 7. Juni

Wörner, Edith, geb. Dangeleit, aus Kuckerneese, Kreis Elchniederung, jetzt Marktplatz 32, 72250 Freudenstadt, am 10. Juni

Zeitke, Elfriede, geb. Grodzicki, aus Neidenburg, jetzt Willy-Bücker-Straße 3, 32699 Extertal, am 11. Juni

ZUM 80. GEBURTSTAG

Alschewski, Hildegard, geb. Franz, aus Wehlau, Deutsche Straße, jetzt Gazellenstraße 3, 72768 Reutlingen, am 5. Juni

Baller, Kurt, aus Goldensee, Kreis Lötzen, jetzt Breuker Straße 21, 45968 Gladbeck-Breuk, am 5. Juni

Bernauer, Gerhard, aus Willenberg, Kreis Ortelsburg, jetzt Osthöver Weg 144, 46288 Dorsten, am 11. Juni

Böttcher-Jodeit, Gerda, geb. Jodeit, aus Inse, Kreis Elchniederung, jetzt Grethenweg 141, 60598 Frankfurt, am 5. Juni

Budweg, Ingrid, geb. Podlesch, aus Pfaffendorf, Kreis Ortelsburg, jetzt Edelfalter 13, 41584 Kaarst, am 8. Juni

Busse, Agnes, geb. Teubner, aus Lichtenfeld und Heiligenbeil, Bismarckstraße 18, jetzt Dörpefeld 2, 10419 Hannover, am 5. Juni

Czabania, Lieselotte, geb. Hasenpusch, aus Lyck, Morgenstraße 34, jetzt Heinrich-Heinze-Straße 4, 21335 Lüneburg, am 10. Juni

Dittwald, Erna, aus Kl. Schläfken, Kreis Neidenburg, jetzt Flotower Straße 5, 17219 Marihn, am 2. Juni

Freyer, Meta, geb. Nock, aus Moithienen, Kreis Ortelsburg, jetzt Pfarrer-Ling-Straße 19, 86444 Affing, am 8. Juni

Froese, Waltraut, geb. Smorra, aus Urbanken, Kreis Treuburg, jetzt Alsterfeld 10, 46049 Oberhausen, am 10. Juni

Gerwin, Kurt-Rud., aus Halldorf, Kreis Treuburg, jetzt Am Beeckbach 9, 47139 Duisburg, am 6. Juni

Gienap, Erna, geb. Sombray, aus Froben, Kreis Neidenburg, jetzt Holzwickeder Straße 41, 59427 Unna, am 7. Juni

Grzeschkowitz, Helmut, aus Ortelsburg, jetzt Kirschenkamp 15, 24145 Kiel, am 10. Juni

Hallwaß, Martha, geb. Rattay, aus Groß Blumenau, Kreis Ortelsburg, jetzt Bickernstraße 158, 45889 Gelsenkirchen, am 10. Juni

Hansen, Ruth, geb. Torkler, aus Wehlau, Markt, jetzt 34 Dunstable Road, 11968 Southampton, am 7. Juni

Hantscher, Helga, geb. Sabulowski, aus Wiesenhöhe, Kreis Treuburg, jetzt, Am Ennenpfuhl 1, 38723 Seesen, am 5. Juni

Herion, Hertha, geb. Reinhardt, aus Karlshöhe, Kreis Neidenburg, jetzt Bubenruthiastraße 5, 91088 Bubenreuth, am 6. Juni

Hocke, Hildegard, geb. Heydasch, aus Montwitz, Kreis Ortelsburg, jetzt Emil-Nolde-Straße 30, 24937 Flensburg, am 5. Juni

Ilbertz, Herta, geb. Reichert, aus Merunen, Kreis Treuburg, jetzt Albert-Schweitzer-Straße 16, 47829 Krefeld, am 7. Juni

Janetzky, Donald, aus Wehlau, Memeler Straße, jetzt Eichenwaldstraße 14, 90513 Zirndorf, am 9. Juni

Jorzik, Heinrich, aus Soltmahnen, Kreis Lyck, jetzt 13 Algonquin Road, Foymont, Ontario KOJ1WO, Kanada, am 10. Juni

Konietzka, Johannes, aus Roggen, Kreis Neidenburg, jetzt Bad Zwestener Straße 10, 99898 Finsterbergen, am 8. Juni

Krieger, Arno, aus Groß Allendorf, Kreis Wehlau, jetzt Trakehnerweg 36, 22844 Norderstedt, am 5. Juni

Matthies, Eva, geb. Tolksdorf, aus Königsberg, Steindamm 8, jetzt Uthmannstraße 16 a, 33647 Bielefeld-Brackwede, am 4. Juni

Niemann, Hildegard, geb. Bolinski, aus Santop, Kreis Neidenburg, jetzt Auf dem Dahlacke 40, 44807 Bochum, am 5. Juni

Nötzold, Käthe, aus Neidenburg, jetzt Am Kucksberg 39, 44227 Dortmund, am 3. Juni

Novinski, Otto, aus Ulleschen, Kreis Neidenburg, jetzt Heierkoppel 13, 22952 Lütjensee, am 2. Juni

Salamon, Wilhelm, aus Morgengrund, Kreis Lyck, jetzt Jahnweg 2, 79591 Eimeldingen, am 11. Juni

Sanio, Irma, aus Moschnen, Kreis Treuburg, jetzt Up Willmannsland 15, 28717 Bremen, am 11. Juni

Schediwey, Gerda, geb. Konstantin, aus Rodental, Kreis Lötzen, jetzt Neptunstraße 9, 45277 Essen, am 10. Juni

Schultze, Edelgard, geb. Samorski, aus Ortelsburg, jetzt Friedenskamp 43, 24119 Kiel, am 6. Juni

Schulz, Eva, geb. Schröter, aus Neidenburg, jetzt Stöteroggestraße 55, 21339 Lüneburg, am 1. Juni

Stobbe, Heinz, aus Hohenwalde, Kreis Heiligenbeil, jetzt Hirtenbühl 4, 91217 Hersbruck, am 6. Juni

Strube, Dorothea, geb. Kropp, aus Alt Kiwitten, Kreis Ortelsburg, jetzt Hellriegelstraße 14, 06406 Bernburg, am 9. Juni

Thiede, Erika, geb. Hoffmann, aus Fließdorf, Kreis Lyck, jetzt Bi de Möhl 31, 25336 Elmshorn, am 8. Juni

Tölg, Gertrud, aus Neidenburg, jetzt Görlitzer Straße 9, 59192 Bergkamen, am 10. Juni

Widmann, Meta, geb. Leguttky, aus Wehlau, Essener Straße, jetzt Heppstraße 21, 72760 Reutlingen, am 8. Juni

Wittig, Martha, geb. Pechbrenner, aus Jaugehnen, Kreis Samland, jetzt Adolf-Menzel-Straße 14, 04157 Leipzig, am 7. Juni

Wollny, Gretel, geb. Schulz, aus Goldbach, Kreis Wehlau, jetzt Regenpfeiferweg 5, 25761 Büsum, am 7. Juni

Zalenga, Gertrud, aus Neidenburg, Breitenfelderweg, jetzt Rudolfspl. 4 / V, 38118 Braunschweig, am 4. Juni

ZUR DIAMANTENEN HOCHZEIT

Schenk, Klaus aus Karkeln, und Frau Maria, geb. Kastin, aus Wesel, jetzt Lärchenweg 2, 55494 Rheinböllen, am 8. Juni

Von den Rollbergen bis zu Agnes Miegel

Die Kulturtagung der Landesgruppe Thüringen in Wandersleben bestach durch ihre Vielfalt

Zu der Kulturtagung der Landesgruppe Thüringen waren 50 ostpreußische Landsleute aus fast allen Kreis- und Regionalverbänden Thüringens gekommen. Die Themen der Kulturtagung wurden von allen Anwesenden mit großem Interesse angenommen. Der Vorsitzende der Landesgruppe, Walter Schmunz, begrüßte alle Landsleute und stellte die Referenten dieser Tagung vor. Als erster Referent sprach der Kreisvertreter von Preußisch Holland, Bernd Hinz, über: „Die Lage der Vertriebenen und das Verhältnis der Landsmannschaft Ostpreußen zu Polen“.

Über das Thema „Vom Verständnis, zur Verständigung mit unseren Nachbarvölkern“ referierte Margarete Ritter. Die Einleitung zu dieser Thematik erfolgte mit dem Gedicht „Am Gartenzaun“ von Agnes Miegel. Margarete Ritter machte damit deutlich, daß es zum Dialog keine Alternative gibt. Ausgehend von den bündnispolitischen und wirtschaftlichen Gemeinsamkeiten beider Völker, verwies sie auf die jahrhunderte lange wechselvolle gemeinsame Geschichte der Deutschen und der Polen. Sie mahnte an, vor allem die kulturellen und zivilisatorischen Gemeinsamkeiten, die ethnischen Verflechtungen der Völker zu betrachten und die Tragfähigkeit des gemeinsamen christlichen Erbes zu nutzen. Bei der jüngeren Geschichte ging sie insbesondere auf die Folgen des Zweiten Weltkrieges und die ethnischen Säuberungen ein – es traf sowohl Schuldige als auch Unschuldige. Sie stellte die Frage nach der Bedeutung der Schuld für die Menschen heute, für Kinder und Enkel. Kollektive Schuld und kollektive Verantwortung wurden ausgeklammert. Es wurde festgestellt, daß Schuldbekenntnisse für die nachfolgende Generation kein angemessenes Zeichen der Verständigungsbereitschaft sind. Vor der jungen Generation steht nicht die Aufarbeitung der Vergangenheit ihrer Väter, sondern die Gestaltung der eigenen Zukunft. Verbundenheit und Unterstützung der Heimat sind ein bedeutender Faktor für Verständigung. Abschießend betonte sie mit Nachdruck, daß das Neue, das sich durch die Europäische Gemeinschaft herausgebildet in den Vordergrund des Dialogs zu stellen sei, denn es gehe um die Zukunft, um ein friedliches Miteinander der Nachbarvölker.



Der Oberländische Kanal ist eine Touristenattraktion. Foto: Archiv

„Schiffe, die über Berge fahren“ war ein weiteres Thema der Kulturtagung, über das Alfons Wilke sprach. Daß die Bahn per Schiff übers Wasser fährt, kennt man ja von der Fährschifffahrt. Doch im Oberland in Ostpreußen geht es auch umgekehrt. Am 104 Kilometer langen Kanal zwischen Elbing und Osterode fahren bereits seit 1860 Schiffe auf Schienen über Land – über sogenannte Rollberge, die die Schiffe auf gegenläufigen Bootswagen befahren. Schon im 14. Jahrhundert gruben die Bürger der Stadt Saalfeld einen Kanal zwischen dem Ewingsee und dem Geserichsee und erreichten damit einen Wasserweg nach Deutsch Eylau. Eine Schleuse verhinderte das Ablaufen des Wassers aus dem Ewingsee in den tiefer gelegenen Geserichsee. Die so genannten Landstände der Provinzen Ost- und Westpreußen regten an, einen der Oberländischen Seen mit dem Drausensee und damit mit Elbing zu verbinden. Der Höhenunterschied vom Pinnauersee zum Drausensee beträgt etwa 100 Meter auf dieser verhältnismäßig kurzen Strecke von 9,6 Kilometern. Für diese Entfernung und den Höhenunterschied wären 32 Schleusen erforderlich gewesen. Man wußte, daß es in Nordamerika bereits solche Anlage am Mooriskanal gab. Die Rede ist von den „geneigten Ebenen auch „Rollberge“ genannt. Man baute dieses Kanalsystem in Ostpreußen nach. Der Oberländische Kanal verbindet die Stadt Osterode mit Deutsch Eylau und Elbing. Während des Zweiten Weltkrieges wurden die Kanalvorrichtungen schwer beschädigt. Trotzdem wurde der Kanal wieder hergerichtet und 1946 auf seiner ganzen Länge für den Holztransport schiffbar gemacht. Die Bedeutung des Kanals nahm mit dem Bau des Eisenbahnnetzes ab. Das erste Passagierschiff fuhr von Elbing nach Osterode im Juli 1947. So wurde die Route für den touristischen Verkehr eröffnet. Heute dient er vorwiegend touristischen Zwecken.

Über „Die ländliche Entwicklung in Ermland und Masuren nach 1945“ berichtete Dr. Günter Rubach. Unter anderem ging er auf die Leiden der teils verbliebenen teils zurückgekehrten deutschen Bevölkerung unter russischer und polnischer Besatzung ein. Er berichtete von dem Zwang gegen die deutsche Bevölkerung, um diese zur Annahme der polnischen Staatsangehörigkeit zu bringen. Natürlich fehlte nicht die Entwicklung der Landwirtschaft (Enteignung, Bildung von Neubauernwirtschaften und später der Kollektivwirtschaften).

Eine Kulturtagung ohne Agnes Miegel ist unvollständig, und so brachte Gretel-Grit Fischer „Krabbel“ – ein Märchen von Agnes Miegel zu Gehör. Die vielseitige Poetin wurde 1879 in Königsberg geboren. Ihre geliebte Heimat mußte auch sie 1945 verlassen, sie kam in ein deutsches Flüchtlingslager in „Öksböl“ (Dänemark). Für die vielen Kinder schreibt sie hier das Märchen „Krabbel“. Eine Geschichte, wie die Tiere des Waldes bei einem großen Unwetter ihre angestammte Heimat verlieren.

Am Schluß der Kulturtagung der Landesgruppe bedankte sich der Landesvorsitzende Schmunz bei allen Referenten für deren Vorträge. Diese sollen dazu beitragen, die kulturelle und heimatliche Arbeit zu vertiefen. *E. Dietel*

Landsmannschaftliche Arbeit Landesgruppen



BUND JUNGES OSTPREUSSEN

Vors.: Jochen Zauner Geschäftsstelle: Parkallee 86, 20144 Hamburg, Tel. (0 40) 41 40 08 24, Fax (0 40) 41 40 08 48, E-Mail: knapstein@lm-ostpreussen.de

Regionalverband Süd – Auf Anregung des Regionalverbandes-Süd führt die Allgemeinbildende Schule Guttstadt (Kreis Heilsberg) in diesem Jahr eine Klassenfahrt in die Lüneburger Heide durch. Die Gruppe von 45 Schülern und fünf Lehrern / Begleitern trifft am Freitag, 16. Juni, 18 Uhr, in Wathlingen / Landkreis Celle ein. Der offizielle Empfang durch den Bürgermeister und stellvertretenden Landrat des Kreises Celle, Thorsten Harms, findet ab 18 Uhr im Santelmann's Hof statt. Nach dem Abendessen findet ab 19.30 Uhr ein deutschsprachiges Programm der Schüler statt. Ab 20.30 Uhr besteht die Möglichkeit, sich mit den jungen Gästen zu unterhalten. Der Eintritt ist frei. Das Theater- und Singprogramm wird am Sonnabend, 17. Juni, 18 Uhr, in der Aula der Schule Burg-Zentrum, Celle wiederholt. Auch bei dieser Veranstaltung ist der Eintritt frei.



BADEN-WÜRTTEMBERG

Vors.: Uta Lüttich, Feuerbacher Weg 108, 70192 Stuttgart, Telefon und Fax (07 11) 85 40 93, Geschäftsstelle: Haus der Heimat, Schloßstraße 92, 70176 Stuttgart, Telefon und Fax (07 11) 6 33 69 80

Schwenningen – Sonnabend, 17. Juni, 14 Uhr, Gartenfest im Gürgele-Garten bei Lm. Wetzel.

Stuttgart – Dienstag, 13. Juni, 15 Uhr, Treffen der Frauengruppe im Haus der Heimat, Kleiner Saal.

Ulm / Neu-Ulm – Donnerstag, 15. Juni, 14.30 Uhr, Treffen der Frauengruppe. Es geht mit der Linie 1 bis zum Wohnpark Friedrichsau mit anschließender Einkehr im Café Schubert.



BAYERN

Vors.: Friedrich-Wilhelm Böld, Tel. (08 21) 51 78 26, Fax (08 21) 3 45 14 25, Heilig-Grab-Gasse 3, 86150 Augsburg, E-Mail: info@low-bayern.de, Internet: www.low-bayern.de

Augsburg – Mittwoch, 14. Juni, 14 Uhr, Treffen der Frauengruppe im Restaurant Q-See.

Erlangen – Heide Bauer hielt einen Diavortrag über die Busfahrt im vergangenen Jahr durch Ostpreußen. Die erste Etappe der Fahrt ging in das Danziger Gebiet mit der Besichtigung des sehr gut restaurierten Stadtzentrums. Von dort ging es nach Marienburg und Frauenburg mit dem „Kopernikusdom", sowie nach Georgenburg. Die Gestütsanlage wurde von einem vermögenden Russen erworben. Hier finden jetzt jedes Jahr bedeutende Pferderennen statt. Eine weitere Etappe war Zinten, dessen Häuser nach dem Krieg, wie in vielen Orten Ostpreußens, abgebaut wurden um die so gewonnen Ziegel nach Rußland transportieren zu können. In Königsberg gab es einen mehrtägigen Aufenthalt. Dort wurde unter anderem der Dom sowie die Sozialstationen der evangelischen und katholischen Kirche besucht. Bei der obligatorischen Stadtrundfahrt zeigte sich, daß durch völlig neue Straßenzüge und die vielen Plattenbauten eine zum Teil völlig „fremde Stadt" entstanden ist. Ein weiterer Höhepunkt der Reise war der Besuch der Kurischen Nehrung mit ihrer Dünenlandschaft, des Thomas-Mann-Hauses in Nidden und der alte Fischerfriedhof. Nach kurzem Aufenthalt in Memel mit Stadtführung begann die Heimreise. – Beim Treffen der Gruppe hielt G. Kohlheim einen Diavortrag über die Reise nach Oberschlesien und Krakau. Nach dem Krieg lebten noch 800 000 Deutsche in Oberschlesien, die als Facharbeiter nicht ausreisen durften. Für die Teilnehmer der Reise war der Höhepunkt ein Besuch in Breslau, das zum Teil wieder in seiner alten Schönheit aufgebaut wurde, zum Beispiel das gotische Rathaus oder die markanten alten Bürgerhäuser. Ein Teil der Reiseteilnehmer nutzte die Zeit, um in die Heimatdörfer zu fahren. In Breslau wurden beim Treffen mit dem Deutschen Freundeskreis Hilfsgüter übergeben. Ein weiteres Reiseziel war Krakau. Ein besonderer Anziehungspunkt für Touristen sind unter anderem auch die zum Weltkulturerbe zählenden hölzernen Friedenskirchen in Schweidnitz und Jauer, von den Protestanten am Ende des 30jährigen Krieges erbaut, die in ihren prunkvollen Altarräumen mit je vier Emporen 7 500 Gläubigen Platz bieten. Die Anwesenden dankten dem Vorstand und dem Vortragenden für diesen interessanten und informativen Heimatabend.

Hof – Sonnabend, 10. Juni, 15 Uhr, Treffen der Gruppe im Hotel am Kuhbogen. Thema: „Oberländer Kanal". – Sonnabend, 8. Juli, 12.15 Uhr, Ausflug der Gruppe zum Altvaterturm bei Lehsten. Abfahrten: 12.15 Uhr, Weiherer-Garage (Rehau); 12.30 Uhr, Hauptbahnhof (Hof); 12.40 Uhr, Konradskirche, Ernst-Reuter-Straße (Hof). Anmeldungen an Klaus Naromski, Telefon (0 92 81) 9 43 70. – Der 1. Vorsitzende Christian Joachim begrüßte die vielen Mitglieder und Gäste zur Muttertagsfeier. Er gratulierte im Nachhinein den vielen gewesenen Geburtstagskindern, die sich für diesen Nachmittag ihre Wunschlieder aussuchen konnten. Als Prominenten Ostpreußens hatte Hildegard Drogomir den Schriftsteller Fritz Kundig ausgewählt, der am 17. Juni 1888 in Königsberg geboren wurde und am 7. März 1979 in Heide verstarb. Aus eigenen Leiderfahrungen waren seine Werke oft ernsten Gemüts und seine Gedichte gefühlsbetont. Mit einer großen Vielfalt an Können begeisterte die Jugend- und Trachtengruppe (Leitung Jutta Starosta). Seien es die Flötenlieder, die Gedichte und Zwiegespräche zum Muttertag, oder die schwierigen Tänze aus verschiedenen Ländern, es war eine Freude diese bunte Trachtengruppe bewundern zu können. In seinen Gedanken zum Muttertag ging der Vorsitzende auf die Entstehung und Bedeutung dieses Tages ein. Mit gemeinsam gesungenen Liedern und Vorträgen wurde das Programm aufgelockert, und die mit Blumen geschmückten Tische gaben den passenden Rahmen dazu. Christian Joachim dankte besonders der Trachtengruppe für diese vielseitige und gekonnte Ausgestaltung des Nachmittags, sowie den Vortragenden und für das Schmücken der Tische. Jeder Besucher konnte sich am Ende an einem Herzen aus Königsberger Marzipan erfreuen.

Landshut – Dienstag, 6. Juni, 11 Uhr, Spaziergehen und Spargelessen in Abensberg. Treffpunkt ist die Sparkassenarena Schönbrunn, Abfahrt erfolgt mit privaten Pkw.

München Nord / Süd – Freitag, 9. Juni, 14 Uhr, Treffen der Frauengruppe im Haus des Deutschen Ostens, Am Lilienberg 5. – Sonnabend, 17. Juni, 14.30 Uhr, Treffen der Gruppe im Haus des Deutschen Ostens, Am Lilienberg 5. Polizeihauptkommissar a. D. Herbert Topfstädt hält einen Vortrag über „Sicherheit für Senioren – Trickdiebstahl und andere Betrügereien". Gemeinsame Kaffeetafel.



BERLIN

Vors.: Hans-Joachim Wolf, Telefon (03 37 01) 5 76 56, Habichtweg 8, 14979 Großbeeren, Geschäftsführung: Tel.: (0 30) 23 00 53 51, Deutschlandhaus, Stresemannstraße 90, 10963 Berlin

Wehlau – Sonntag, 11. Juni, 15 Uhr, Treffen im Braustübl, Bessemerstraße 84, 12103 Berlin. Anfragen: Lothar Hamann, Telefon 6 63 32 45.



BREMEN

Vors.: Helmut Gutzeit, Tel. (04 21) 25 09 29, Fax (04 21) 25 01 88, Hodenberger Straße 39 b, 28355 Bremen. Geschäftsführer: Bernhard Heitger, Telefon (04 21) 51 06 03, Heilbronner Straße 19, 28816 Stuhr

Bremen – Sonnabend, 13. Juni, 14 Uhr, Treffen der Wandergruppe, Roter Turm an der Domsheide. – Donnerstag, 15. Juni, 15 Uhr, Treffen der Frauengruppe im Hotel Westfalia. – Donnerstag, 15. Juni, 19.30 Uhr, DKV-Residenz in der Contrescarpe, Am Wanderrahm 40-43, Haltestelle „Daniel von Büren-Straße". Thema: „Erinnerungen an Ostpreußen". Anmeldungen unter Telefon 3 22 90. – Sonnabend, 17. bis Sonntag, 18. Juni, Gemeindesaal und Pfarrgarten Borgfeld zum „Jubiläum der Vertriebenensiedlung". Die Geschäftsstelle ist zu erreichen in der Parkstraße 4, 28209 Bremen, Telefon (04 21) 3 46 97 18.



HAMBURG

Vors.: Hartmut Klingbeutel, Kippingstraße 13, 20144 Hamburg, Telefon (0 40) 44 49 93, Mobiltelefon (01 70) 3 10 28 15. Stellvertreter: Walter Bridszuhn, Friedrich-Ebert-Damm 10, 22049 Hamburg, Tel./Fax. (0 40) 6 93 35 20.

LANDESGRUPPE

Sonnabend, 24. Juni, 14 Uhr (Einlaß), Sommerfest im Hamburg-Haus, Doormannsweg 12 (U-Bahnstation Emilienstraße). Gemeinsames Kaffeetrinken und musikalische Unterhaltung unter der Mitwirkung der Folkloregruppe „Wandersleben" aus Thüringen. Das Kaffeegedeck kostet 5 Euro. Landsleute und Gäste sind herzlich willkommen.

HEIMATKREISGRUPPEN

Insterburg – Freitag, 2. Juni, 14.30 Uhr, Treffen der Gruppe in der „Postkutsche", Horner Landstraße 208. Gemütliches Beisammensein und Schabbern.

Sensburg – Sonntag, 11. Juni, 15 Uhr, Treffen im Polizeisportheim, Sternschanze 4, 20357 Hamburg. Gäste sind herzlich willkommen.

BEZIRKSGRUPPEN

Billstedt – Dienstag, 6. Juni, 15 Uhr, Treffen im Restaurant „Für'n Appel und 'n Ei", Möllner Landstr. 27, Billstedt (im Ärztehaus am Marktplatz). Die Treffen sind kultureller Natur (Heimatgeschichte, Literatur, Erlebniserzählungen, Plachandern, Ausflüge und anderes mehr). Gäste sind herzlich willkommen. Kontakt: Annelie Papiz, Telefon (0 40) 73 92 60 17.

WESTPREUSSEN

Norddeutsches Ostpreußentreffen – Am 6. und 7. Oktober findet eine zweitägige Busreise nach Neubrandenburg und zum Golm / Usedom mit Besuch der Gedenkstätte für die Opfer des 12. März 1945 statt. Abfahrt Harburg-ZOB 7.45 Uhr, Hamburg-Kirchenallee 8 Uhr. Übernachtung in Neubrandenburg. Kosten mit Abendessen und Frühstück, Kaffee: 90 Euro im EZ, 77 Euro im DZ. Auskunft und Anmeldung bei Dieter Neumann, Telefon 7 00 92 79.



HESSEN

Vors.: Margot Noll, geb. Schimanski, Am Storksberg 2, 63589 Linsengericht, Telefon (0 60 51) 7 36 69

Darmstadt – Mittwoch, 7. Juni, 14 Uhr, Treffen der Frauengruppe im Städtischen Seniorentreff, Darmstadt-Eberstadt-Süd III, Weidigweg 2. – Sonnabend, 17. Juni, 15 Uhr, letztes Treffen vor der Sommerpause im Bürgerhaus am See, Grundstraße 10 (EKZ). Dieter Leitner liest aus seiner Dokumentation: „Von der Mottlau bis zur Modau". – Dankeschön für die Glückwünsche zum 80. Geburtstag. Herzlichen Dank sagt Herbert Stoepel allen Verwandten und Bekannten sowie den Insterburger Freunden für die zahlreichen Glückwünsche, Anrufe und Geschenke, die er anläßlich seines 80. Geburtstages erhalten hat und über die er sich sehr freute. Vielen Dank auch für die Geburtstagspost der Insterburger die heute im Ausland leben.

Frankfurt / Main – Montag, 12. Juni, 14 Uhr, Treffen der Gruppe im Haus der Heimat, Porthstraße 10. – Mittwoch, 14. Juni, 14 Uhr, Spielnachmittag im Haus der Heimat, Porthstraße 10.

Kassel – „Liebeserklärungen an Ost- und Westpreußen" nannte Gerhard Landau seinen Wort- und Diavortrag. Waltraud v. Schaewen-Scheffler leitete in Vertretung des 2. Vorsitzenden Hermann Opiolla die Veranstaltung. Gerhard Landau führte von Westpreußen mit seinen eindrucksvollen Ordensbauten ausgehend in Bild und Wort über die Hauptstadt Danzig und die Elbinger Höhe nach Ostpreußen. Er verweilte am Stadtplan von Königsberg und ging über die Kurische Nehrung zu den Wildbeständen der Rominter Heide und weiter zu vielen landschaftlichen Sehenswürdigkeiten. Untermalt wurde sein Vortrag mit Texten wenig bekannter ostdeutscher Schriftsteller und zum Schluß las Ruth Barthel die Erzählung „Gerdauen ist schöner". Ein sehr gelungener Nachmittag. – Kurt Spriewald veranstaltete wieder eine seiner beliebten Kleinbusfahrten. Zuerst wurde das Wasserkraftwerk-Museum in Lippoldsberg besichtigt, anschließend genoß man ein paar herrliche Mittagsstunden bei der dortigen Klosterkirche an der Weser. Durch die blühende Maienlandschaft ging die Fahrt nach Göttingen, wo ein kleine Rundgang stattfand, bevor auf dem Heimweg das historische Grenzdurchgangslager in Friedland und das Denkmal zur Erinnerung an die Opfer von Krieg, Flucht, Vertreibung und Verschleppung auf einer nahegelegenen Höhe besichtigt wurden. Für die Teilnehmer war es ein eindrucksvoller und erlebnisreicher Tag.

Wiesbaden – Dienstag, 15. Juni, 15 Uhr, Kaffeetrinken im Grünen der Frauengruppe im Tennis- und Hockey-Club Wiesbaden, Nerotal, Gaststätte. Das Garten-Restaurant ist zu erreichen mit der Linie 1. Wer Lust auf einen Spaziergang verspürt, trifft sich um 14.30 Uhr an der Haltestelle Kriegerdenkmal.



NIEDERSACHSEN

Vors.: Dr. Barbara Loeffke, Alter Hessenweg 13, 21335 Lüneburg, Telefon (0 41 31) 4 26 84. Schriftführer und Schatzmeister: Gerhard Schulz, Bahnhofstraße 30 b, 31275 Lehrte, Telefon (0 51 32) 49 20. Bezirksgruppe Lüneburg: Manfred Kirrinnis, Wittinger Straße 122, 29223 Celle, Telefon (0 51 41) 93 17 70. Bezirksgruppe Braunschweig: Fritz Folger, Sommerlust 26, 38118 Braunschweig, Telefon (05 31) 2 50 93 77. Bezirksgruppe Weser-Ems: Otto von Below, Neuen Kamp 22, 49584 Fürstenau, Telefon (0 59 01) 29 68. Bezirksgruppe Hannover: Christine Gawronski, Zilleweg 104, 31303 Burgdorf, Telefon (0 51 36) 43 84

Buxtehude – Norddeutsches Ostpreußentreffen – Am 6. und 7. Oktober findet eine zweitägige Busreise nach Neubrandenburg und zum Golm / Usedom mit Besuch der Gedenkstätte für die Opfer des 12. März 1945 statt. Abfahrt in Buxtehude um 7 Uhr, Zustieg in Neu Wulmstorf 7.15 Uhr. Übernachtung in Neubrandenburg. Kosten mit Abendessen und Frühstück, Kaffee: 90 Euro im EZ, 77 Euro im DZ. Auskunft und Anmeldung bei Wolfgang Weyer, Telefon (0 41 61) 34 06, oder bei Dieter Neumann, Telefon (0 40) 7 00 92 79.

Delmenhorst – Dienstag, 5. Juni, Treffen der Frauengruppe in der Delmeburg. – Dienstag, 5. Juni, Treffen der Männergruppe in der Kulturstube der Parkschule.

Osnabrück – Montag, 12. Juni, 15.30 Uhr, gemeinsames Volksliedersingen in der Stadthalle Osnabrück, Raum Haarlem. Anmeldung umgehend bei Xenia Sensfuß, Telefon 43 07 51, oder Gertrud Franke, Telefon 6 74 79.



NORDRHEIN-WESTFALEN

Vors.: Jürgen Zauner, Geschäftsstelle: Werstener Dorfstraße 187, 40591 Düsseldorf, Tel. (02 11) 39 57 63. Postanschrift: Buchenring 21, 59929 Brilon, Tel. (0 29 64) 10 37, Fax (0 29 64) 94 54 59

Bielefeld – Montag, 12. Juni, 15 Uhr, Treffen der Frauengruppe in der Wilhelmstraße 13, 6. Stock.

Essen – Freitag, 16. Juni, 15 Uhr, Treffen der Gruppe in der „Stern Quelle", Schäferstraße 7, 45128 Essen. Heinke Braß hält einen Vortrag: „750 Jahre Königsberg". Sie veranschaulicht ihren Vortrag mit Bildern von einer DVD.

Gütersloh – Sonnabend, 17. Juni, 13 Uhr, Fahrradtour der Gruppe in die nähere Umgebung. Treffpunkt

Landsmannschaftl. Arbeit Fortsetzung auf Seite 17

Auf eigenem Grund

Jahreshauptversammlung der »Freunde« in Lüneburg

Von Ilse Rudat

Die Mitglieder des Vereins „Freunde des Ostpreußischen Landes- und Jagdmuseums e. V." trafen sich kürzlich in schöner Tradition im Ostpreußischen Landesmuseum in Lüneburg. Da der Vorsitzende Dr. Erik Dorff nicht anwesend war, hieß der Ehrenvorsitzende Dr. Hesselbart die Besucher willkommen. Wie immer begrüßten die Jagdhornbläser der Lüneburger Jägerschaft die Gäste, während der stellvertretende Vorsitzende Armin Eschment die Ehrung der Besten aus der Jägerprüfung 2005 vornahm. Dann führte Dr. Barfod vom Museum die Gäste durch das Haus.

Bei der gutbesuchten Mitgliederversammlung konnten die Regularien zügig abgewickelt werden. Es wurde darauf hingewiesen, daß der Verein vor 40 Jahren gegründet wurde. Aus diesem Anlaß erhielt eine Besuchergruppe aus Lüneburg von Herrn Eschment jeweils ein Abzeichen. Aus dem Bericht des Museumsdirektors Dr. Barfod ging unter anderem hervor, daß einige interessante Ausstellungen in Vorbereitung sind. Barfod klagte aber über die drastischen Sparmaßnamen bei der allgemeinen Arbeit und beim Personal.



Bei der Jahresversammlung der Freunde: Heiko Rudat, Dr. Hesselbart, Armin Eschment und Dr. Barfod (v. l.) Foto: Rudat

Auch in diesem Brichtsjahr hatte das Museum gut gewirtschaftet. Zur neuen Schatzmeisterin wurde einstimmig Frau Krey gewählt. Für das Amt der Kassenprüfer zeichnen Herr Wagemeier und Herr Michelsen verantwortlich.

Der Bericht von Hubertus Hilgendorff, 1. Vorsitzender des Vereins „Ostpreußisches Jagd- und Landesmuseum" wurde verlegt in die Jubiläums-Festveranstaltung des Förderkreises Ostpreußisches Jagdmuseum – Hans-Ludwig Loeffke Gedächtnisvereinigung e.V. Erfreulich zu erwähnen ist, daß inzwischen der Grund und Boden, auf dem das Landesmuseum steht, (vorher Erbpacht), durch Ankauf Eigentum geworden ist. Dafür gebührt insbesondere Hubertus Hilgendorff für seinen Einsatz ein großes Lob.

Landsmannschaftl. Arbeit
Fortsetzung

ist die Freiherr-vom-Stein-Realschule. Anschließend wird gegrillt. Anmeldung ist erforderlich bei Josef Block, Telefon (0 52 41) 3 48 41.

Leverkusen – Die Gruppe feierte im Bergischen Lande ihr traditionelles, heimatbezogenes Blumenfest mit einem abwechslungsreichen und anspruchsvollen Programm. Es traten unter anderem der Chor Heimatmelodie (Leitung Max Murawski) sowie „die flotten Marjellchen und Bowkes“ (Leitung Christa Mehlmann) auf. Mit ihren Darbietungen erfreuten sie die Teilnehmer und nahmen sie mit in die Heimat. Die Solistinnen des Chores, Hedwig Zentek und Katharina Buchner und das Gesangsduo Vera Gach und Werner Schröder erfreuten mit schönen Liedern. Die Laiengruppe imitierte gekonnt namhafte Künstler. Elise Kotzan brachte Frühlingsgedichte in Mundart zur Aufführung. Hauptattraktion war aber die Wahl der Blumenkönigin. Else Huget trug ein gefühlvolles Gedicht vor, in dem sie die Blumenfeen „aus der Heimat“ Hedwig Zentek und Christa Mehlmann einlud, die Blumenkönigin zu wählen. Elli Hembach wurde auserkoren die Königsblume zu tragen. Überreicht wurde ihr die Krone von der vorjährigen Königin Ruth Lorenz. Es war eine wunderschöne Feier, bei der alle 120 Gäste auf ihre Kosten kamen.



RHEINLAND-PFALZ

Vors.: Dr. Wolfgang Thüne, Wormser Straße 22, 55276 Oppenheim

Neustadt a. d. W. – Sonnabend, 24. Juni, 10 Uhr, Wanderung der Gruppe zur „Klausentalhütte“. Vom Bahnhof Neustadt geht es mit Pkw an den Ostrand von Diedesfeld, von dort aus geht es über Feldwege zur Hütte. Mit einem gemütlichen Beisammensein endet der Ausflug. Alle Teilnehmer an der Wanderung müssen sich bis zum 17. Juni bei Lm. Waschkowski, Telefon 8 62 44, anmelden.



SACHSEN

Vors.: Erwin Kühnappel, Hauptstraße 147 c, 09569 Gahlenz, Telefon (03 72 92) 2 20 35, Fax (03 72 92) 2 18 26. (Geschäftsstelle: Telefon und Fax (03 71) 5 21 24 83, Trützschlerstraße 8, 09117 Chemnitz. Sprechstunden Dienstag und Donnerstag, 9 bis 16 Uhr

Landesgruppe – Dienstag, 6. Juni, 10.30 Uhr, Treffen in der Heimatstube Agnes Miegel, Trützschler Straße 8. Irmgard Gläser hält einen Vortrag über „Volkskunst in Ostpreußen“.

Olbernhau – Das 15jährige Bestehen der Gruppe wurde im Erzgebirgshof Lengefeld würdig begangen. Die Vorsitzende Dietlinde Böhme, die seit 15 Jahren diese Position inne hat, gedachte in würdigen Worten der Toten. Die Mitglieder der Gruppe und deren Angehörigen sowie die Gäste wurden von ihr herzlich begrüßt. Der Landesvorsitzende Erwin Kühnappel, der stellvertretende Vorsitzende Heinz Sawatzki und die Kulturbeauftragte Hannelore Kedzierski nahmen an dieser Veranstaltung teil und zeigten damit die Verbundenheit zu allen Landsleuten die sich bemühen Kultur und Brauchtum zu erhalten. Die Festrede mit Rückblick auf die vergangenen 15 Jahre übernahm das Ehrenmitglied Lilo Helbig. Sie berichtete wie mühevoll dieser Anfang war und zeigte die einzelnen Schwierigkeiten auf. Für die moralische und finanzielle Unterstützung durch die Landesgruppe Bayern und Herrn März ist die Gruppe Olbernhau heute noch dankbar, Herr März half über die ersten Startschwierigkeiten hinweg und opferte viel von seiner kostbaren Zeit. Heute freuen sich die Landsleute über das Zusammengehörigkeitsgefühl und lassen die Heimat in ihren Veranstaltungen weiter leben. Nachdem Lilo Helbig 1996 das Amt der Vorsitzenden niederlegte, übernahm Dietlinde Böhm dieses Amt. Für Unterhaltung sorgte der gemischte Chor Lengefeld (Leitung Wolfgang Glaß). So manches vorgetragene Gedicht stimmte die Zuhörer nachdenklich. Lob und Dank den Mitgliedern dieses Chores und Dank an all diejenigen die diese Feier mit vorbereitet haben.



SACHSEN-ANHALT

Vors.: Bruno Trimkowski, Hans-Löscher-Straße 28, 39108 Magdeburg, Telefon (03 91) 7 33 11 29

Aschersleben – Mittwoch, 14. Juni, 14 Uhr, Handarbeits-Frauennachmittag im „Bestehornhaus“, Zimmer 6.

Dessau – Montag, 12. Juni, 14.30 Uhr, Treffen der Singgruppe in der Begegnungsstätte H. Rühmann.

Magdeburg – Der Einladung zum Muttertag waren zahlreiche Landsleute gefolgt. In seiner Begrüßung richtete Lm. Trimkowski herzliche Worte an die Frauen und Mütter anläßlich ihres Ehrentages. Anschließend wurden die Geburtstagskinder geehrt, Informationen und Bekanntgaben gemacht, ein neues Mitglied offiziell begrüßt, sowie Darbietungen des Singkreises genossen. Die Harmonikagruppe der Musikschule Fröhlich unter der Leitung des Ehepaares Müller sorgte für einen fröhlichen Verlauf. Auch hatte Frau Baumgart als Verantwortliche der „Stickerchen“ wieder kleine Präsente gefertigt. Dank der Mithilfe durch Frau Maluck konnten alle Frauen mit Pralinen versorgt werden. Ein Tag ging mit der Gewißheit zu Ende, wieder etwas Schönes erlebt zu haben

Landsmannschaftl. Arbeit
Fortsetzung auf Seite 18

Vorrangige Aufgabe – Integration

Bayerns Sozialministerin Christa Stewens empfing den Vorstand des BdV-Bayerns

Die bayerische Sozialministerin Christa Stewens hat den Einsatz des Bundes der Vertriebenen (BdV) in Bayern für die Integration der Spätaussiedler gewürdigt. „Die Vertriebenenverbände bringen sich hier hervorragend ein“, erklärte die Ministerin in einem ausführlichen Arbeitsgespräch mit dem Vorstand des BdV Bayern und den Vorsitzenden der Landsmannschaften im Freistaat. Aufgrund ihres eigenen Schicksals hätten die Vertriebenen einen „besonderen Zugang“ zu den von Integrationsproblemen betroffenen Menschen, erklärte Frau Stewens. Neben zahlreichen ehrenamtlichen Helfern sind in der Münchner Geschäftsstelle des BdV auch zwei hauptamtliche Kräfte in der Migrationserstberatung tätig.

Der BdV-Landesvorsitzende und Landrat von Aichach-Friedberg, Christian Knauer, erklärte, auch die nichtdeutschen Familienangehörigen der Spätaussiedler müßten deutsche Sprachkenntnisse erwerben. Zugleich müsse aber auch der Zuzug „familienfreundlich“ gestaltet und auf Härtefälle Rücksicht genommen werden. Knauer plädierte für eine landesweite „konzertierte Aktion“ gemeinsam mit der Staatsregierung, dem Bayerischen Rundfunk und anderen, um besser über das Schicksal der Deutschen in der früheren Sowjetunion und ihren Nachfolgestaaten aufzuklären. Dies könne zu mehr gegenseitigen Verständnis und gelingender Integration beitragen.



Christian Knauer und Christa Stewens beim Arbeitsgespräch — Foto: pivat

Spätaussiedler ebenso wie nichtdeutsche Familienangehörige müssen sich inzwischen einem deutschen Sprachtest bereits in ihren Herkunftsgebieten unterziehen. Infolgedessen sind die Zuwandererzahlen drastisch gesunken. Es kamen im Januar 2006 nur noch 545 Spätaussiedler nach Deutschland, ein Rückgang um 67 Prozent verglichen mit Januar 2005 (1664 Personen). Nach Bayern kamen im Jahr 2005 noch 5 271 Spätaussiedler. Gegenüber dem Jahr 2004 war dies bereits ein Rückgang um rund 38 Prozent. Derzeit sind in Bayern rund 6 000 Spätaussiedler in 124 Übergangswohnheimen untergebracht. „In jedem Fall bleibt die Integration eine vorrangige Aufgabe“, erklärte BdV-Landesvorsitzender Knauer.

Ministerin Stewens bekräftigte, daß die bayerische Staatsregierung weiter „ohne Wenn und Aber“ für ein Zentrum gegen Vertreibungen in Berlin eintritt. Ebenso werde sich Bayern weiter für einen „Nationalen Gedenktag für die Opfer der Vertreibung“ einsetzen. Als Datum vorgeschlagen ist hierfür der 5. August. An diesem Tag im Jahr 1950 wurde die „Charta der deutschen Heimatvertriebenen“ verabschiedet, ein Dokument ihres Willens zur Versöhnung und Verständigung mit den östlichen Nachbarn. *EB*

Zahlen-Kreuzwort

Das Ausgangswort ist TEIL. Wandeln Sie nun auch die restlichen Zahlen in Buchstaben um. Gleiche Zahlen bedeuten gleiche Buchstaben im Rätsel und im Zahlenschlüssel.

1	2	3	4	5	6	7	8	9	10	11	12	13
T	E	I	L									

14	15	16	17	18	19	20	21	22	23	24	25	26

5	6	7	8	9		10	11	8	5	4	8	12	13		8		14	2	1	15	1
3		16		8	7	11	17	11	8		18		17	18	5	1		8	11	8	
2	16	11	2	12		8	19	17	7	11	17	2	5		1	11	8	7	2	11	12
	7		3	13	2	12		19		7		10	2	12	3	8	4		1		3
16	2	19	13		19		20	8	2	21	3	10		7		18	11	7	2	5	20
	12		2	22	3	1	8		11	2	12	2	1 T	1	2		8		12		2
9	2	16	11		11		13	11	3	12	20		2 E		5	17	7	4		23	
						11	2	7	2		8	5	3 I	8	1		12	2	21	21	2
						2	11	12	5	1		8	4 L	4	2	2		3		2	
						24		13	2	3	24	16		17		16	8	5	8	11	13
						16	17	18	2	4		12	8	2	16	2		2	13	13	8
						1		8		4	2	2	11		8	18	1		4		12
						5	1	7	11		11		8	11	3	2		5	2	3	1
							25		8	12	10	8	18	2		1	16	2	11	19	2
						17	23	7	5		17		2	1	8	1		26		19	
						20	2	4	1	2		20	11	7	10		5	25	11	2	11
						2		8	2	1	12	8		11	3	24	20		3		7
						11	7	12		24		11	2	12	17		3	12	21	8	19

So ist's richtig:

Zahlen-Kreuzwort:

SQUAW GRASLAND A JETZT
I H AURORA B OBST ARA
EHREN AMOUROES TRAUERN
U IDEN M U GENIAL T I
HEMD M KAEFIG U BRUESK
N EVITA RENETTE A N E
WEHR R DRINK E SOUL P
REUE ASIAT NEFFE
ERNST ALLEE I E
C DEICH O HASARD
HOBEL NAEHE EDDA
T A LEER ABT L N
STUR R ARIE SEIT
Y ANGABE THERME
OPUS O ETAT X M
KELTE KRUG SYRER
E AETNA RICK I U
RUN C RENO INFAM

Schüttelrätsel:

S G E
GAMBE SPAT
LE RESEDA
VERTEILER
ERBE GERA

Brückenrätsel: 1. Klavier, 2. Arbeiter, 3. Wolken, 4. Anlage, 5. Verdienst, 6. Schinken, 7. Gruender – Violine

Magisch: 1. Schwank, 2. Zweifel, 3. Angebot

Schüttelrätsel

In diesem ungewöhnlichen Kreuzworträtsel stehen anstelle der Fragen die Buchstaben der gesuchten Wörter alphabetisch geordnet in den Fragefeldern. Zur Lösung beginnen Sie am besten mit den kurzen Wörtern (Achtung: ORT kann z. B. ORT, TOR oder auch ROT heißen).

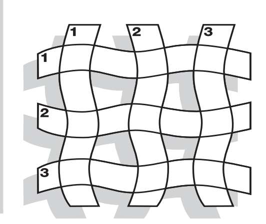
AELSV, EEMR, EEGRT, EGISS, EELP, ADER, AART, APST, ABEGM, ADEERS, EEEILRRTV, BEER, AEGR

Brückenrätsel

Erweitern Sie die linken und rechten Wörter jeweils durch ein gemeinsames Wort im Mittelblock. Auf der Mittelachse ergibt sich in Pfeilrichtung ein Streichinstrument.

1	SCHIFFER		KONZERT
2	FACH		KLASSE
3	REGEN		BRUCH
4	ALARM		BERATER
5	NEBEN		AUSFALL
6	BIER		BROT
7	FIRMEN		JAHRE

Magisch



Schreiben Sie waagerecht und senkrecht dieselben Wörter in das Diagramm.

1 derb-komisches Bühnenstück,
2 Unsicherheit,
3 Offerte

Aus den Heimatkreisen

Die Kartei des Heimatkreises braucht Ihre Anschrift.
Melden Sie deshalb jeden Wohnungswechsel.
Bei allen Schreiben bitte stets den letzten Heimatort angeben.



EBENRODE (STALLUPÖNEN)

Kreisvertreter: Helmut Friske, Telefon (03 34 38) 6 04 87, Bernauer Str. 6, 14345 Altlandsberg. Geschäftsstelle: Brigitta Heyser, Telefon (0 51 91) 97 89 32, Billungstraße 29, 29614 Soltau

2. Ortstreffen Noreitschen – Die Einladungen zum Treffen wurden verschickt. Fast 30 wollten kommen. Nach krankheitsbedingten Absagen kamen 20 frühere Bewohner Noreitschens angereist. Heute leben sie verteilt auf die ganze Bundesrepublik. Das Programm für die drei Tage sollte zu vielerlei Begegnungen führen. Einige Teilnehmer waren zum ersten Mal dabei. Wir hatten Quartier im Hotel „alter landsitz" mit Reitanlage bezogen. Nach der Begrüßung am ersten Tag folgte zur Einstimmung der Vortrag von Pastor i. R. Kurt Perry zum Thema „Unser Zuhause in Ostpreußen – Mensch, Landschaft, Natur und Tier". In der anschließenden Vorstellungsrunde wurden Erinnerungen aufgefrischt und die Neuen herzlich willkommen geheißen. Auch Vertreter der Enkelkindergeneration nahmen interessiert Anteil an den Gesprächen über das damalige Dorf- und Gemeinschaftsleben. Sehr beeindruckt waren wir bei der Führung durch die Reitanlage. Die herrliche gelegene Außenanlage mit Abreite-, Dressur-, und Springparcours ließ Reiterherzen höher schlagen. Spitzenreiter stellen uns ihre Pferde und ihre Leistungen vor. Ein besonderes Erlebnis war da Gespannfahren mit Lewitzschecken, vorgestellt vom mecklenburgischen Meister Dallmann. Das ließ Erinnerungen an Kutschfahrten wach werden und lud dazu ein, „auch mal selber die Zügel in die Hand zu nehmen." Mit der Aufzucht der Lewitzschecken war und ist Ulrich Scharfenorth beschäftigt. Er berichtet in vorabendlicher Runde über seine Erfahrungen und brachte interessante Vergleiche zu der Trakehnerzucht ein. Es wurde aber auch viel über die Zeit vor 60 Jahren gesprochen und so ging der erste Tag dem Ende zu. Am Mittwoch waren wir unterwegs mit Bus, Schiff, zu Fuß und Kutsche. Nach einer Wanderung, die für einige länger als geplant ausfiel, erreichten wir gerade noch den Zubringerbus, der uns zur Kremser-Rundfahrt durch den Naturschutzpark brachte. Der Kutscher hatte viel zu erklären und voller Eindrücke von Störchen, Fisch- und Seeadlern kehrten alle in das gemütliche Hotel in Sommerstorf zurück. Der anschleißende Abend war der letzte, der noch einmal alle vereinte. Das nahm Lm. Thaler zum Anlaß, um Dank und Anerkennung für dieses Treffen auszusprechen. Alle waren der Meinung, das im kommenden Jahr dann das dritte Noreitscher Dorftreffen im Ostharz stattfinden sollte. Am nächsten Tag trennten sich nach dem Frühstück die Wege der Teilnehmer. Einige unternahmen noch eine historische Stadtführung in Waren, andere mußten aus terminlichen Gründen die Heimfahrt antreten.



KÖNIGSBERG LAND

Kreisvertreterin: Gisela Broschei, Bleichgrabenstraße 91, 41063 Mönchengladbach, Telefon (0 21 61) 89 56 77, Fax (0 21 61) 8 77 24. Geschäftsstelle: Im Preußen-Museum, Simeonsplatz 12, 32427 Minden, Tel. (05 71) 4 62 97, Mi. Sa. u. So. 18-20 Uhr.

Kirchspiel Schaaken – Die Kreisgemeinschaft beabsichtigt unter Mitarbeit von Peter Laux, dessen Vorfahren mütterlicherseits aus dem Kirchspiel Schaaken stammen, für die einzelnen Kirchspiele des Heimatkreises ein kleines Nachschlagewerk mit Text und Bildern zu erstellen. Zunächst ist beabsichtigt, mit dem Kirchspiel Schaaken zu beginnen. Die Orte, die zum jeweiligen Kirchspiel gehören, sollen kurz beschrieben werden und gewisse örtliche Einzelheiten erwähnt werden. Gegebenenfalls werden auch Einwohnerlisten in dem Nachschlagewerk veröffentlicht. Hiermit bitte ich zunächst die früheren Bewohner der Orte des Kirchspiels, in ihren Alben und Fotosammlungen nachzuschauen, ob sich eventuell hier oder dort ein Foto aus der Zeit vor 1945 befindet, auf dem eine Mühle, eine Gastwirtschaft, eine Schule, ein Gutshof, ein Kriegerdenkmal oder sonstige Gebäude zu sehen sind, die Merkmale des betreffenden Ortes waren. Im Interesse unserer Landsleute wäre ich dankbar, wenn der Kreisgemeinschaft ein solches Foto mit Angabe des jeweiligen Objektes und einem schriftlichen Kurzbeitrag über den Ort und sonstige geschichtliche Begebenheiten zur Auswertung zur Verfügung gestellt werden könnte. Nach Auswertung erhält der Einsender das Foto wieder zurück. Liebe Freunde, wir sind quasi die letzte Generation, die in der ostpreußischen Heimat geboren ist. Wir sollten unseren Nachfolgegenerationen nicht nur unser Samland-Museum, sondern auch ein wertvolles örtliches Nachschlagewerk hinsichtlich unserer Heimatgeschichte hinterlassen. Wer helfen kann, wende sich bitte an Herbert Laubstein, Amselstraße 29, 58285 Gevelsberg, Telefon und Fax (02332) 80577.



LABIAU

Kreisvertreterin: Brigitte Stramm, Hoper Str. 16, 25693 St. Michaelisdonn / Holstein, Tel. (0 48 53) 5 62, Fax (0 48 53) 7 01. Geschäftsstelle: Hildegard Knutti, Telefon (04 81) 6 24 85, Lessingstraße 51, 25746 Heide, info@strammverlag.de, Internet: www.labiau.de

Dankschreiben der Schüler der Klasse 10 M (Gaußschule) – Sehr geehrter Herr Potz, wir möchten uns bei Ihnen ganz herzlich für Ihren sehr gelungenen Vortrag bedanken. Dabei möchten wir einige Punkte, die wir für besonders lobenswert hielten, gerne hervorheben. Zunächst einmal ist anerkennend zu sagen, daß Sie trotz der vielen Emotionen und Gefühle, die mit der Flucht und all den damit verbundenen Erinnerungen zusammenhängen, den Mut aufgebracht haben, Ihre Erfahrungen und Erlebnisse an die anderen Generationen weiterzugeben. Daß Ihnen dieses jedoch auch sehr wichtig erscheint, konnte man deutlich an der Präzision Ihres gesamten Vortrages erkennen. So haben Sie unter anderem keine Notizen benutzt und den Zeitplan genau eingehalten. Besonders gut haben uns auch die anschließenden Einzelgespräche gefallen, die das Vorgetragene nochmals unterstrichen haben und zum besseren Verständnis führten. Inhaltlich ist vor allem hervorzuheben, daß Sie die Geschehnisse sowohl aus deutscher als auch aus russischer Sicht betrachtet haben. Dieses hat uns klar gemacht, ebenso wie die Erzählungen der Erlebnisse Ihres Bekannten, daß man keinen Haß im Hinblick auf die Zukunft empfinden sollte und daß Kriege und die dazu gehörigen Ursachen unbedingt vermieden werden müssen. Auch die vielen Facetten des alltäglichen Lebens, der Flucht selber und dem normalen Bürgertum belebten den Vortrag. Im abschließenden Klassengespräch, das mit dem jeweiligen Geschichtslehrer geführt wurde, ergab sich überraschenderweise auch, daß längst verblaßte Gespräche in der Familie wieder aufgefrischt wurden und wir aus erster Hand von unseren Großeltern Näheres zur Flucht und Vertreibung erfuhren. Auch ist uns anschließend klar geworden, daß es viel effektiver ist, wenn ein authentischer Zeitzeuge über diese schrecklichen Erlebnisse berichtet, als wenn man es als trockene Geschichte aus Büchern erfährt. Wir möchten Ihnen hiermit also nochmals unseren Dank und unsere Anerkennung aussprechen. Wir finden es wirklich sehr gut, daß Sie sich so dafür einsetzen und wir hoffen, daß Sie noch viele weitere Vorträge halten, um so auch den nächsten Generationen die Chance zu geben die Geschichte aus erster hand zu erfahren. Mit freundlichen Grüßen – Ihre 10 M (Gaußschule).

Konstituierende Sitzung der Kirchspielvertreter – Nach erfolgter Wahl im März 2006 waren die Kirchspielvertreter zu der konstituierenden Sitzung mit einer umfangreichen Tagesordnung eingeladen worden. Die ausscheidenden Mitglieder Alfred Adebahr, Helmut Oesterle, Klaus Terner und Lori Schweiger wurden mit der Goldenen Labiau-Nadel für ihre langjährige Tätigkeit ausgezeichnet. Frau Schweiger konnte die Auszeichnung persönlich in Empfang nehmen. Die Kreisgemeinschaft dankt allen für die Mitarbeit. Der alte Kreistag wurde aufgelöst. Der neuen Kreisvertretung gehören 39 Kirchspielvertreter an, darunter fünf neue Mitglieder. Das Ergebnis der nun folgenden Wahlen: Wiederwahl der Vorsitzenden; 1. Stellvertreter; Horst Potz; 2. Stellvertreter: Gerhard Fischer. Als Beisitzer wurden wiedergewählt: Eva König, Egbert Marenke, Gerd Obersteller, Siegfried Wichmann. Für die Geschäftsführung wurde Hildegard Knutti und als Kassenwart Klaus-Arno Lemke wieder gewählt. Als Kassenprüfer wurden Karl-Heinz Hundsdörfer und Hubertus Springer, sowie als Ersatz Ewald und Helmut Kaspar gewählt. Als Schriftführerin wurde Schristel Stößer bestätigt. Für die Familienforschung ist Alfred Erdmann weiter tätig. Der Geschäftsführende Vorstand setzt sich wie folgt zusammen: Die Vorsitzende, ein Stellvertreter und die Geschäftsführung. Frau Stramm führte die Sitzung fort. Unter anderem wurden für das Kreistreffen am 10./11. September 2006 in Otterndorf und für die neue Ausstellung im Torhaus „Die Kirchen im Kreis Labiau" die Organisation besprochen.



LYCK

Kreisvertreter: Gerd Bandilla, Agnes-Miegel-Straße 6, 50374 Erftstadt-Friesheim. Stellvertreter und Karteiwart: Siegmar Czerwinski, Telefon (0 22 25) 51 80, Quittenstraße 2, 53340 Meckenheim. Kreisältester: Alfred Masuhr, Reinickendorfer Straße 43a, 22149 Hamburg

Neue Ortsvertreter – Für Auglitten: Helmut Marks, Mörikestraße 3, 63768 Hösbach, Telefon (0 60 21) 5 13 66. Für Baitenberg: Anorthe Nilson geb. Czudnochowski, Kopenhagenstraße 18, 37079 Göttingen, Telefon (05 51) 6 68 18. Für Kalgendorf: Karlfried Murza, Hermann-Löns-Weg 20. 58769 Nachrodt, Telefon (0 23 52) 39 57.

Kirchspieltreffen Borschimmen – in der Zeit vom 8. bis 11. Juni findet in Bad Pyrmont das Kirchspieltreffen Borschimmen statt. Auskunft erteilt Alfred Faltin, Heideläuferweg 33, 12353 Berlin, Telefon (0 30) 6 04 42 25.

Ortstreffen Nußberg – In der Zeit vom 23. bis 26. Juni findet in Bad Pyrmont das Ortstreffen Nußberg statt. Auskunft erteilt Paul Koyro, Oberer Hilsigweg 5, 54689 Grasellenbach, Telefon (0 62 53) 10 36.

PREUSSISCH EYLAU

Kreisvertreter: Martin Lehmann, Im Taufenbachsgarten 2, 53639 Königswinter, Tel.: (0 22 23) 2 45 33, Fax (0 22 23) 90 52 52, lehmann.vinxel@t-online.de; www.preussisch-eylau.de. Anfragen zu Versand und Kreiskartei: Manfred Klein, Breslauer Str. 101, 25421 Pinneberg, Tel. (0 41 01) 20 09 89, Fax (0 41 01) 51 19 38, manfred.klein.rositten@malletech.de. Termine zum Besuch des Museums im Kreishaus Verden/Aller (Partnerkreis), Lindhooper Str. 67, bitte mit Herrn Klein telefonisch absprechen.

Ein Gedenkstein in Landsberg – Die Landsberger, unterstützt von der Kreisgemeinschaft, planen die Errichtung eines Gedenksteins in der Stadt, der an die Toten des Zweiten Weltkriegs und insbesondere an diejenigen Einwohner Landsbergs erinnern soll, die ihr Leben im Jahr 1945 verloren. Die Anregung hierzu kam von Frau Döbereiner, geb. Kirstein. Gedenksteine, die das gleiche zum Ausdruck bringen, gibt es bereits an zahlreichen Orten im südlichen Ostpreußen, in Pommern, Ostbrandenburg und Schlesien. Die Inschrift soll in deutscher und in

Heimatkreisgemeinschaften
Fortsetzung auf Seite 19

Veranstaltung der LO

23. Juli, das Sommerfest der Landsmannschaft Ostpreußen, Feste Boyen, Lötzen.
6. bis 8. Oktober, das Geschichtsseminar im Ostheim, Bad Pyrmont.
16. bis 22. Oktober, die 52. Werkwoche im Ostheim, Bad Pyrmont.
27. bis 29. Oktober, das Schriftleiterseminar im Ostheim.
4. / 5. November, die Ostpreußische Landesvertretung im Ostheim, Bad Pyrmont.
6. bis 10. November, Politisches Seminar für Frauen im Ostheim, Bad Pyrmont.

Kontakt: Landsmannschaft Ostpreußen, Parkallee 84 / 86, 20144 Hamburg, Telefon (0 40) 4 14 00 80.

Landsmannschaftl. Arbeit
Fortsetzung

und zeigte, daß die Zusammengehörigkeit unter den Landsleuten immer im Vordergrund steht.



SCHLESWIG-HOLSTEIN

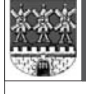
Vors.: Edmund Ferner. Geschäftsstelle: Telefon (04 31) 55 38 11, Wilhelminenstr. 47/49, 24103 Kiel

Neumünster – Mittwoch, 14. Juni, 9.30 Uhr, Ausflug nach Lüneburg ins Ostpreußische Landesmuseum. Die Abfahrt erfolgt vom Busbahnhof hinter dem Finanzamt. Anmeldungen umgehend an Renate Gnewuch, Telefon 52 99 07.

Uetersen – Sonntag, 25. Juni, Sommerausfahrt nach Lüneburg mit einem Besuch des Ostpreußischen Landesmuseums. Die Fahrt kostet 15 Euro. Interessenten melden sich bei Wolfgang Fiedler, Telefon (04122) 8 17 80. – Zur letzten Versammlung war der Historiker Dr. Manuel Ruoff eingeladen, um einen Vortrag über Königin Luise zu halten. Nach der Begrüßung durch die Vorsitzende widmete man sich erst der gemütlichen Kaffeestunde an den hübsch dekorierten Tischen. Dabei erhielten alle Mitglieder ab 80 Jahren im Hinblick auf den Muttertag eine Rose überreicht. Es folgte der Vortrag von Dr. Ruoff. Sein geschichtlicher Vortrag erwies sich in erster Linie als eine Hommage an Königin Luise. 1776 geboren, wurde sie mit 17 Jahren Gemahlin von König Friedrich Wilhelm III. Sie war nicht nur von außerordentlicher Schönheit, sie besaß außerdem auch die nötige Klugheit, um ihren Ehegatten in politischen Entscheidungen beraten zu können. Ihren Kindern war sie eine liebevolle Mutter. Beim Volk war sie wegen ihrer Güte und Schlichtheit beliebt. Dr. Ruoff berichtete eindrucksvoll von den bedeutenden Begegnungen zwischen Königin Luise und dem russischen Zaren Alexander sowie dem Kaiser Napoleon. Luise scheute keine Mühen und persönliche Strapazen, wenn es um ihr geliebtes Preußen ging. In der Nacht vom 18. zum 19. Juli 1810 stirbt diese in vieler Hinsicht außergewöhnliche Frau. Für diesen informativen Vortrag erhielt der Referent viel Beifall und vom Vorstandsmitglied Joachim Rudat ein kleines Dankeschön.

Heimatkreisgemeinschaften
Fortsetzung

polnischer Sprache abgefaßt werden. Als Vertrauensleute für Landsberg haben wir, in Zusammenarbeit mit Martin Lehmann, die notwendigen Kontakte aufgenommen. Bei der nächsten Partnerschaftsbegegnung anläßlich des Landsberger Stadtfests Mitte Juni soll das Vorhaben weiter besprochen werden. Zu seiner Verwirklichung ist jedoch die Mithilfe aller Landsberger erforderlich. Siehe auch den Aufruf in der Mai-Ausgabe des Preußisch Eylauer Kreisblatts. Für nähere Informationen wenden Sie sich bitte an uns. U. Andres, Kiebitzstr. 11, 32051 Herford, Telefon (0 52 21) 5 21 53, oder Lm. Mathieu, Biesfelder Str. 5, 51069 Köln, Telefon (02 21) 68 86 35.



SCHLOSSBERG (PILLKALLEN)

Kreisvertreter: Arno Litty, Telefon (0 30) 7 03 72 62 Britzer Straße 81, 12109 Berlin. Geschäftsstelle: Renate Wiese, Tel. (0 41 71) 24 00, Fax (0 41 71) 24 24, Rote-Kreuz-Straße 6, 21423 Winsen (Luhe)

Hauptkreistreffen am 24. und 25. Juni in der Stadthalle Winsen (Luhe) mit interessanten Programmpunkten – schon am Freitag, 23. Juni, treffen sich die Mitglieder der Schülervereinigung der Friedrich-Wilhelm-Oberschule ab 11 Uhr in der Winsener Stadthalle. In den Nachmittagsstunden wird nach der Kaffeetafel der DVD-Film „Unser Pillkallen – unser Schloßberg" gezeigt. Um 19 Uhr beginnt dann die Feierstunde zum Thema: „60 Jahre Schülervereinigung Friedrich-Wilhelm-Oberschule und 40 Jahre Patenschaft Gymnasium Winsen". Am Sonnabend, treffen sich die Ehemaligen im Traditionsraum des Patengymnasiums um 9.30 Uhr. Um 13.15 Uhr wird eine Bilderausstellung der Malerin Edda Blaesing, geb. Blumreiter, eröffnet. 13.30 Uhr findet dann die öffentliche Kreistagssitzung in der Stadthalle statt. Um rege Teilnahme der Mitglieder wird gebeten. Um 15.30 Uhr haben wir dann die Möglichkeit, die Landesgartenschau zum Vorzugspreis zu besuchen. Von der Stadthalle aus erreichen wir das Gelände zu Fuß in rund fünf Minuten. Rollstühle können vor Ort ausgeliehen werden. Um 18 Uhr wollen wir das Abendessen in der Stadthalle einnehmen. Am Gemeinschaftsabend wird in diesem Jahr ein Vortrag: „Ostpreußen – Land der dunklen Wälder und kristallnen Seen" in Terravion gezeigt. Wir werden großartige Bilder in perfekter Technik zu sehen bekommen. Der Fotograf Helfried Weyer läßt in seinem Vortrag Frauen und Männer wie Marion Gräfin Dönhoff, Agnes Miegel, Ernst Wiechert, Immanuel Kant und Arno Surminski zu seinen Bildern sprechen. Dieser Vortrag über Ostpreußen soll zu einem ganz besonderen Erlebnis für alle Besucher werden. Sonntag beginnt um 9.30 Uhr mit einer Kranzniederlegung auf dem Winsener Friedhof, Lüneburger Straße. Die Feierstunde in der Stadthalle beginnt um 11 Uhr. Im Mittelpunkt der Feierstunde wird das Referat von Dr. Dieter Radau, dem Landesvorsitzenden des BdV Niedersachsen, zum Thema „Unserer Heimat verpflichtet!" stehen. Für die musikalische Umrahmung sorgt der „Singzirkel Winsen (Luhe) von 1891". Die Heimatstube in der Rote-Kreuz-Straße 6 ist an beiden Tagen ab 10 Uhr geöffnet. Am Sonntag wird unsere Geschäftsführerin Frau Wiese von 14 bis 17 Uhr in der Geschäftsstelle zur Verfügung stehen. Sie haben aber auch noch die Möglichkeit, die Landesgartenschau zu besuchen. In diesem Jahr wird ein besonders umfang- und abwechslungsreiches Programm geboten. Belohnen Sie bitte unsere Aktivitäten mit Ihrem Besuch und beweisen Sie damit der Kreisgemeinschaft Ihre Treue und Ihr Bekenntnis zu Ostpreußen.

»Mieauauo!«

Liesedanks Lies'chen – Abenteuer auf vier Pfoten

Von E. Pultke-Sradnick

Mit unnachahmlicher Grazie reckte sich Klein-Lieschen auf der grauseidenen Chaiselongue. Was war das nur wieder für ein langweiliger Tag! Kein Mensch kümmerte sich um sie. Sie beschloß, zu Meta in die Küche zu gehen. Die Haushälterin, die keine Kinder hatte, übertrug ihre Liebe auf Lieschen.

Sie wohnten in Königsberg, in der Hauptstadt Ostpreußens, und da in einer der schönsten Wohngegenden. Villen, Gärten, baumbestandene Straßen wurden von wohlhabenden Menschen, die gediegen lebten, beschaulich mit Leben erfüllt. Täglich machte Lieschen in dem großen Garten ihren Spaziergang, schielte ganz unauffällig zum Nachbarhaus hinüber und strich am Zaun entlang. War jedoch Hannibal in der Nähe, dann ging sie hochnäsig und uninteressiert vorüber.

Lieschen war natürlich eine Katze. Bereits ihre Großmutter war hier Kätzin gewesen und Lieschens Mutter natürlich auch. Liesedank hieß ihre Herrschaft, so stand es auf dem goldenen Messingschild am portalartigen Gartentor. Was hatte nun näher gelegen, als Lieschens Großmutter ‚Lisette' zu rufen. Ihre Mutter hieß daraufhin Lieselotte, erinnernd an die aus der Pfalz. Beide waren dem Leben zum Opfer gefallen und daraufhin wurde das kleine Katzenkind „Lieschen" gerufen.

Mäklig und wählerisch

Lieschens Großvater war natürlich ein etwas älterer Kater gewesen, den alle mit „Eure Lordschaft" ansprachen. Dieses hatte aber seine Tochter, Lieschens Mutter, nicht daran gehindert, neugierig durch die offene Gartentür zu schlüpfen. Dort stieß sie mit einem ungewöhnlich großen Kater zusammen, grau geringelt und außerdem trug er nur ein halbes linkes Ohr. Er sprach sie auf Plattdeutsch an, katzbuckelte und ließ seinen schönen, buschigen Schweif in welligen Bögen auf- und abrollen. „He, Marjellke", sagte er zutraulich, „wo wöllst denn henn? Kömmst e bätke möt op Miesjagd? Öck kann di ower ok wat andret zeige, öck kenn mi got ut önne Stadt. Wie könne ok bött oppe Laak (Handwerkerviertel) renne oder to em Hoaving?"

Lieselotte war von dieser plumpen Aufforderung, denn sie stammte ja aus gutem Haus, etwas überrumpelt. Aber – warum nicht? Sie ließ sich betören, entbrannte in Leidenschaft und folgte neugierig seinen Spuren. Das Ergebnis waren natürlich Lieschen und fünf weitere Geschwister, die fortgegeben wurden. Zum Glück hatte dieses kleine Kätzchen die Grazie und das blauschwarze Fell ihrer Mutter geerbt, vom Vater hatte sie nur das Draufgängerische. Beim Futter war sie so mäklig wie eine Primadonna. War der Goldrandteller einmal nicht so glänzend sauber, dann hob sie ihre kleine Pfote, die leicht erschrocken zitterte, und ging beleidigt davon. Gab es allerdings Fisch, dann war sie gierig wie eine Straßenkatze und schlang alles in sich hinein. Das sei das Erbteil ihres gewöhnlichen Vaters, sagte dann Frau Liesedank.

Lieschens Vater hatte sich nie um seine Tochter gekümmert. An die Mutter erinnerte er sich noch oft und gern. So stromerte er so manche Nacht miauend am Torweg vorbei. Lieselotte hörte es wohl und dachte mit süßem Schauder an ihn, aber so ein folgenschweres Erlebnis durfte sich nicht wiederholen.

Lieschen trieb sich, wenn sie nicht faulenzte, in der Gegend herum. Ganz hinten im Garten hatte sie vor langer Zeit ein Loch entdeckt. Beim ersten Durchschlüpfen blieb noch ein Stückchen Fell hängen, aber mittlerweile kam sie schon ganz gut hindurch. Neulich wollte doch Hannibal, dieser Wüstling, dieses Schlupfloch benutzen, aber sie hatte ihn mit trommelnden Katzenpfötchen zurückgetrieben. Hoffentlich war er nicht zu beleidigt, denn ehrlich gesagt, dieser Hannibal, er machte schon was her ... Täglich erschien er im Frack mit heißem Hälske! Und einen weißen rechten Tatzfuß hatte er auch, mieauauo!

Fast täglich lief sie auf immer neuen Wegen über die Hufenallee zum Oberteich, sie kannte alles. In Maraunerhof war sie auch schon gewesen, aber das war unfreiwillig. Und alles nur, weil sie sich bei der alten Ludowitzschen ins Tulpenbeet gelegt hatte. Die Blätter waren so herrlich groß und kühl gewesen. Doch fast wäre sie von der Köchin mit dem Besen erschlagen worden, nur wegen ein paar zerlagerter Tulpen! Da hatte sie natürlich Fersengeld gegeben. Wäre ja nicht weiter schlimm, aber als sie auf die Straße rannte, stand doch da eine große sabbernde Bulldogge. Natürlich konnte Lieschen schneller laufen, das war vielleicht eine Hetz!

Ja, so kommt man unfreiwillig herum, so ist das Leben. Aber sie war dabei sehr weit abgekommen. Einen ganzen Tag lang und eine ganze Nacht hatte sie suchen müssen, bis ihr die Gegend wieder vertraut wurde. Und das bei ihren Stadtkenntnissen! Auch dieser Spürsinn war das gute Erbe ihres graugeringelten Vaters. Denn zugegeben, ein Leben ohne Liesedanks wär ihr schon schwer gefallen.

Jedes Geschöpf ist ein besonderer Gedanke Gottes

Beim Maler Gönnerhahn allerdings, da hätte sie auch wohnen können, denn konnte sie auch gut leiden. Er wohnte nur ein paar Gärten weiter. Und wenn sie dann unter seinem Apfelbaum so still vor sich hinträumte, dann kam es schon vor, daß er sie malte, heimlich, in Öl! Das muß man sich mal vorstellen! Sie, Lieschen, tat dann so, als merke sie nichts.

Was war das Leben doch für ein schönes Geschenk. Jedes Geschöpf ist ein besonderer Gedanke Gottes, simulierte sie dabei. Es wurde schummrig und sie entschied sich zu einem Spaziergang. Eine Schloßbesichtigung könnte auch mal wieder interessant sein, vielleicht könnte sie ein paar Mäuse zum Spielen überreden. Sie lächelte in Vorfreude, zum Fressen gern hatte sie sie schon lange nicht mehr. Sie lief geschwind durch den Garten, wollte durch das Loch schlüpfen – aber Erbarmung, da saß doch diese große sabbernde Bulldogge! Sie machte vor Schreck einen Kratzfuß zum Dank dafür, daß das Loch wirklich nur ein Katzenschlupfloch war.

Die Götter wohnten im Eichenwald

Mythos Eiche – kaum ein anderer Baum hat die Gemüter der Deutschen so bewegt

Von Günter Schiwy

Die Prußen achteten Wälder und Haine, in denen das geheimnisvolle Rauschen der heimatlichen Eichen zu hören war. Für sie stellten die Eichenhaine Tempel ihrer Götter dar, die sie in anbetender Ehrfurcht verehrten. Die Natur gab ihnen erst das Gefühl der andachtsvollen Weihe. Im Rauschen uralter Eichen vernahmen sie die Stimmen ihrer Götter. Heilige Eichen galten ihnen als Schutzbäume und wurden entsprechend verehrt. Unter diesen Bäumen berieten sie ihre wichtigen Angelegenheiten des bürgerlichen und religiösen Lebens dort fanden ihre Kultfeste statt.

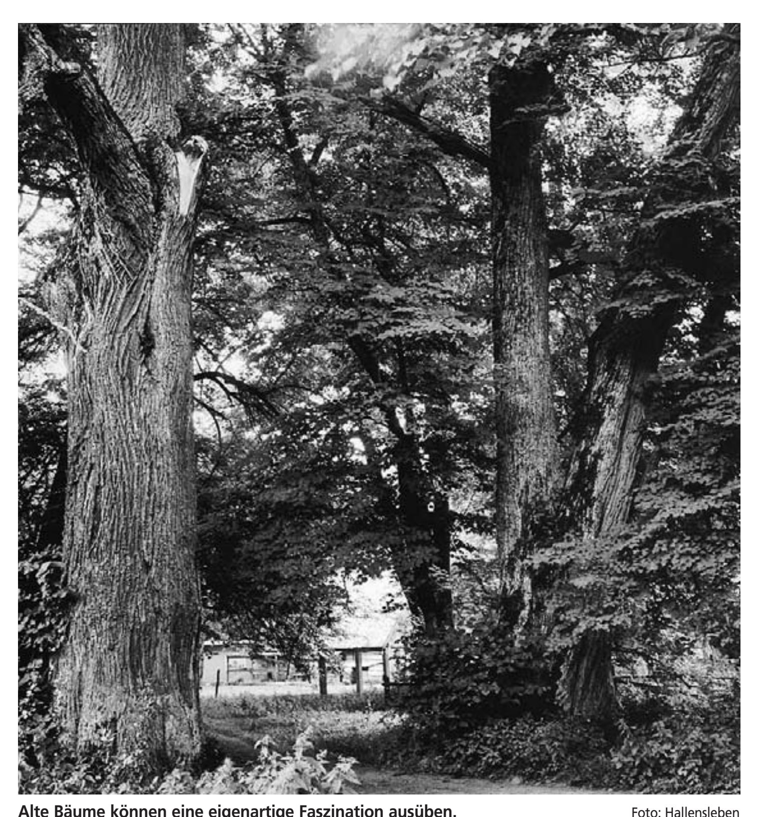
Die Eiche ist der „König“ der Bäume. Sie wird bis zu 50 Meter hoch, fünfeinhalb Meter dick und 700 bis 1200 Jahre alt. Sie gehört zur Familie der Buchengewächse. In den flachen Gegenden Ostpreußens wuchs die Stieleiche, die saure und feuchte Böden bevorzugt. Außerdem verträgt sie die extreme Kälte, die im Osten mit Frösten bis zu 30 Grad herrschten, am besten. Meistens wuchs sie in Masuren in Boden- und Moorsenken in Eichenmischkulturen. Die Stieleiche hat im Gegensatz zur Traubeneiche bei den Eicheln lange Stiele.

Es hat kaum ein anderer Baum die Gemüter der Deutschen so bewegt wie die Eiche. Ihr Mythos reicht in Masuren bis in die Zeit „der Wildnis“, da ganze Eichenwälder in den feuchten Sümpfen und Bodensenken an Seen standen. Große Eichenwälder bedeckten zur Zeit der Altprußen die Gebiete dort, wo bei den extremen Boden- und Wasserverhältnissen sich die Buchen nicht ansiedeln konnten. Die sandigen und feuchten Moorböden, Seen- und Flußniederungen ergeben für die Stieleichen die richtigen Standortbedingungen. Die deutschen und masowischen Siedler nahmen diese Gebiete gern an, weil die Eichen hochwertiges Bauholz lieferten, ihre gerbstoffreiche Rinde Anwendung in der Heilkunde und Lederverarbeitung fand und die Eicheln ein ausgezeichnetes Futter für die Schweinemast ergaben.

Die heute in den masurischen Seen gefundenen Einbäume der Prußen bestehen übrigens aus Eichenbäumen. Auch der Heerweg, den der Deutsche Ritterorden im 14. Jahrhundert quer durch die unwegsamen masurischen Wälder bis zur Ostsee baute und der nur etwa fünf Kilometer westlich von Kreuzofen nach Ortelsburg verlief, bestand in dem Moorgebiet aus Eichenholzbohlen, die 1920 bei Meliorationsarbeiten des Wiesengeländes bei der Försterei Hirschhagen in gutem Zustand gefunden wurden. Wir wollen nicht vergessen, daß zur damaligen Zeit das Eichenholz auch für Stangenbrunnen, Holztröge und Fässer wegen seiner Härte und Beständigkeit gebraucht wurde.

Auch den Germanen galten die Bäume als heilig, und wurden zum Sitz der Gottheiten. Hügel und Erhebungen, auf denen Eichen wuchsen, wurden zu Waldheiligtümern erklärt.

Masuren wurde damals von den altprußischen Stämmen der Sassen, Galinder und Sudauer bewohnt. Für sie war die Natur Heimat und Religion zugleich. Der Mittelpunkt ihres Heiligtums war „Romowe“, vermutlich im Gau Nadrauen gelegen. Diese Wohnstätte der drei mächtigen Hauptgötter Perkunos, Pikollos und Potrimpos bestand aus drei großen alten Eichen und war der wichtigste sakrale Kultort der heidnischen Prußen. Dieser Eichenhain bestand aus „drei immergrünen Göttereichen“, die mehrfach ineinander verschlungen gewachsen waren.



Alte Bäume können eine eigenartige Faszination ausüben. Foto: Hallensleben

In Kreuzofen war hinter der Försterei Seehorst unmittelbar am Niedersee der Eichenhain „Dembowi Las“ zu finden, eine ehemalige prußische Opferstätte. Ihr vorgelagert befand sich eine freie Fläche, der sogenannte Thingplatz, auf dem sich die Menschen versammelten. Dieser Platz war etwa 100 mal 100 Meter groß. Auf einem etwa zehn Meter hohen kuppelartigen Sandberg standen in einem Abstand von 30 Metern drei uralte Eichen, die zu deutscher Zeit unter Naturschutz standen. Sie waren den Prußengöttern Perkunos, Pikollos und Potrimpos gewidmet. In diesem Eichenhain haben die Kreuzofener Christen bis ins 18. Jahrhundert Blutopfer dargebracht, wenn Unglücksfälle, Katastrophen oder Kriege das Dorf heimsuchten.

Von diesem Berg zeigt eine Eiche südlich nach Kreuzofen, die noch erhalten ist und einen riesigen Umfang hat. Sie steht in vollstem Grün und ist in ihrer Krone wunderbar anzusehen. Der Stamm ist knorrig. Diese stattliche Eiche wird etwa 1000 bis 1200 Jahre alt sein. Ihr Stamm hat einen enormen Durchmesser. Die östliche Eiche, die nur zwei Meter vom Niedersee entfernt steht, ist leider eingegangen. Sie trägt kein Laub mehr. Die dritte Eiche, die nördlich nach Mieden zeigt, ist krumm gewachsen.

Meine Großmutter hat sich immer nach katholischem Ritus bekreuzigt, obgleich sie evangelisch war, wenn wir an diesem Eichenhain vorbeikamen. Sie hat mir den flach auslaufenden Platz gezeigt, aber auch den Sandberg, die drei Eichen und die angrenzenden Moore. Außerdem hat sie mir die geschichtliche Bedeutung dieses Haines erklärt.

Seit frühester Jugend habe ich die Wälder meiner näheren Heimat durchstreift und nach alten Eichen gesucht. Von ihnen ging eine eigenartige Faszination aus. Dabei stellte ich mir, wenn ich andächtig und ehrfurchtsvoll vor ihnen stand, immer die Frage: Was mögen diese Eichen alles gesehen und erlebt haben? Ach, könnten sie doch erzählen! Dabei ging dann meine kindliche Phantasie mit mir durch.

Diese masurischen Wälder waren meine Heimat! Wer sie wie ich erlebt und geliebt hat, wird meine Sehnsucht nach diesen masurischen Forsten verstehen.

Weißt du noch ...?

Von Familientreffen und Kindheitserinnerungen

Von Renate Dopatka

Da sitzen sie mir nun gegenüber und plaudern so angeregt miteinander, als hätten sie sich seit Jahren nicht gesehen. „Weißt du noch, Annchen?“ höre ich meine Mutter sagen, und dann folgt eine weitere mir längst vertraute Geschichte aus der Kindheit der beiden Schwestern. Tantchen nickt versonnen, um dann ihrerseits in der Vergangenheit herumzugraben. „Möchte noch jemand Käsetorte?“ frage ich zwischendurch, aber die Unterhaltung steuert gerade mit Volldampf auf die Jugendzeit zu und so verhallten meine Worte quasi ungehört. Ich lehne mich zurück, nippe an meinem Kaffee und wundere mich, was um alles in der Welt an einem schlichten Erntefest so interessant sein soll? Aber ich bin ja auch nicht dabeigewesen, damals, als die samtene Wärme einer ostpreußischen Sommernacht ihren Zauber verströmte und der Klang der Handharmonika unbestimmte Wünsche und Sehnsüchte zum Leben erweckte! Man feierte Plon. Die Ernte war glücklich eingebracht; nach harter, schweißtreibender Arbeit warteten nun Musik, Tanz und deftiges Essen auf Bauer und Erntehelfer.

Welch ein Vergnügen das doch für zwei junge Mädchen gewesen sein muß: mit den Nachbarsburschen herumzutändeln, sich träumerisch zur Musik zu wiegen und für eine Nacht vergessen, daß es Kriegssommer ist ...

Nachdenklich säbele ich mir nun selber ein großes Stück Kuchen herunter. So interessiert ich auch an allem bin, was mit Ostpreußen zusammenhängt – langsam beginne ich doch, mich zu langweilen. Natürlich muß es herrlich gewesen sein, barfuß über sonnenheiße Sandwege zu laufen, herrlich auch, sich im Winter an den warmen Kachelofen zu schmiegen und der Mutter beim Gänserupfen zuzusehen, nur – es ist nicht meine Kindheit, ist nicht das eigene Erleben, was da zur Sprache kommt!

Unser letztes Familientreffen fällt mir ein. Das älteste Mädchen aus Mutters Geschwisterschar stand vor ihrem 80. Geburtstag und der sollte groß gefeiert werden.

Verbunden durch die selben Erinnerungen

Aus allen Ecken Deutschlands trudelten Verwandte ein. So auch mein Lieblingscousin, den ich seit ewigen Zeiten nicht mehr gesehen hatte. Bis in die 70er Jahre hinein hatten Achim und ich ein unzertrennliches Gespann gebildete. Beide sind wir Kinder des Ruhrgebietes. Geschwisterlos und fast im selben Stadtteil wohnend, hatten wir zwei uns eng aneinandergeschlossen.

So viel Schönes, Aufregendes, aber auch Beängstigendes hatten wir zwischen Mietshäusern und Zechenschloten erlebt, daß unser Wiedersehen zum großen Teil von dem alles verklärenden „Weißt du noch“ bestimmt wurde.

„Weißt du noch – die Bude an der Ecke, an der wir immer einen Lutscher gratis bekamen?“ eröffnete Achim den Reigen. Ich nickte – vermutlich ebenso versonnen, wie es Tantchen gerade getan hatte –, um meinen Cousin dann an andere, völlig unwichtige, uns selbst aber ungemein prägende, unvergeßliche Eindrücke und Erlebnisse zu erinnern.

Was jeder von uns in den Jahren der Trennung auch erlebt haben mochte – es geriet ins Hintertreffen, verblaßte vor den hell aufscheinenden Kindertagen ...

„Ist noch Kaffee da?“ Ich zuckte zusammen. Mutti hält mir ihre leere Tasse entgegen: „Wenn du so lieb ist ...“ Während ich nachschenke, kreuzen sich unsere Blicke. Muttis Augen leuchten. Tiefe Freude spiegelt sich in ihnen. „Ein herrlicher Nachmittag“, sagt mir ihr Blick. „Nicht wahr, du weißt, wie gern ich auch mit dir über Ostpreußen spreche. Aber jemanden dazuhaben, der dieselben Erinnerungen hat – das ist etwas ungeheuer Kostbares, das ist ein Geschenk! Du verstehst?“ Meine Augen lächeln ihr zu. Ja, ich verstehe sehr gut. Schließlich bin auch ich ihm erlegen – dem Zauber des „Weißt du noch?“

Der geheimnisvolle Schrank

Skurriles Erlebnis in einem kleinen Antiquitätengeschäft

Von Robert Jung

Leise öffnete er die Tür eines in einer alten Gasse befindlichen Antiquitätengeschäfts, unweit vom

Scheinbar von der Welt abgeschieden

grau in den Himmel ragenden Dom. Seine Augen mußten sich erst an das Dämmerlicht gewöhnen, das in diesen scheinbar von der Welt abgeschiedenen Räumen lag. Langsam, knarrend schloß sich die Tür hinter ihm und fiel dann, fast erschreckend laut ins Schloß.

Von diesem Augenblick an bewegte er sich in einer kleinen fremden Welt – wie im Traum – inmitten tausend kleiner und größerer Schätze, Antiquitäten aus aller Herren Ländern, ähnlich der Schatzkammer eines Herrschers, blendeten ihn: glitzernde Ringe und Ketten, vergoldete und geschnitzte Masken, viele Gesichter aus afrikanischem Holz gearbeitet, Söldner in bunten Trachten und Heilige mit einem Glorienschein, Hirten und Bauern auf dem Felde und in Höfen. Alles lag, fast wie hingestreut, umher. Exotische Teppiche in prächtigen Farben und Mustern, blitzende Säbel und Dolche, eine Reihe Degen aus alter Zeit zierten die Wände des Raumes.

Nur ein einziger kleiner, runder Lampion hing an der niedrigen Holzdecke und strahlte ein rötliches Licht aus. Erst jetzt entdeckte er einen besonders schönen alten Bauernschrank, der etwas versteckt in einem Winkel stand. Eigentlich ein recht unbedeutender Platz für eine solche Kostbarkeit: Es war eine Art Kasten mit einer Reihe verzierter Türen und buntbemalten Läden. Fast mechanisch öffnete er eine der Türen, um einen Blick ins Innere zu werfen.

„Ist da jemand?“ riß ihn plötzlich eine schrille Stimme aus seiner Verträumtheit. Ruckartig drehte er sich um und sah vor sich eine kleine unscheinbare Person, fast zerbrechlich und grau in grau gekleidet. Fast hatte sie das Aussehen eines in der Welt verlorengegangenen, immer mehr aussterbenden Graureihers.

„Ja!“ erwiderte er etwas verwirrt. „Ich sehe mich etwas um, sozusagen für ein passendes Geschenk!“

„Sie wollen also etwas kaufen, nichts bringen, ja?“ krächzte die Alte unfreundlich und strich wie ein Kater um ihn herum. Und da fiel ihm ein, daß er den Laden eigentlich ohne eine bestimmte Absicht betreten hatte. Mißtrauisch, als hätte sie einen Dieb auf frischer Tat ertappt, sah ihn die alte Frau durchdringend an. Um sie abzulenken, entsann er sich, daß seine Schwester einmal von einer antiken Brosche sprach.

„Nun“, sagte er forsch, immer noch nach dem seltenen Bauernschrank schielend, „eine Brosche möchte ich schon kaufen, etwas Antikes!“ Wieder blickte sie zum Schrank hin, beider Blicke kreuzten sich. „Einige Minuten!“ sagte sie dann. „Also eine Brosche, gut, wir werden sehen!“ Gleich danach legte sie ihm ein gutes Dutzend Broschen vor, darunter war aber nur ein antikes Stück. „Diese hier – die gefällt mir!“ Er nahm ein auserlesenes Stück, dabei wieder zum Bauernschrank schielend.

Gleichgültig packte die alte Frau die Brosche ein. Ehe er sich zum Ausgang wandte, fiel sein Blick wie zufällig zum Schrank hinüber. Durch einen Windzug hatte sich eine der Türen um einen Spalt geöffnet. Er sah an der rechten

Die Jugend wohnt im Bauernschrank

Schrankwand einen grünen Spiegel, und in diesem schwebte das Bildnis einer jungen, wunderschönen Frau, gekleidet in fast durchsichtige Honan-Seide.

Als die Alte seine staunenden Blicke sah, klappte sie ihm die Tür des Schranks vor der Nase zu.

Einige Tage danach sollte er von Freunden erfahren, daß jene alte Frau aus dem Antiquitätengeschäft den ausgestellten Bauernschrank an niemanden verkaufe. Er behält auch stets seinen angestammten Platz. Denn aus dem grünen Spiegel trete ihr tagaus tagein ihr eigenes Jugendbildnis entgegen ...

»›Konterbandist‹ im großen Stil«

Vor 100 Jahren lief der Cunard-Liner »Lusitania« im schottischen Clydebank vom Stapel

Von Manuel Ruoff

Eineinhalb Jahre ist es jetzt her, daß sich der Westen mit den Angelsachsen vorneweg ereiferte, als Saddam Hussein vor dem Zweiten Golfkrieg ankündigte, militärisch relevante Objekte im Irak durch sogenannte menschliche Schutzschilde schützen zu wollen. Dabei haben die Briten selber sich bereits im Ersten Weltkrieg »menschlicher Schutzschilde« zum Schutz ihres militärischen Nachschubs über den Atlantik bedient. Es ist nicht zuletzt dieser »Double Standard«, diese Doppelmoral, welche die Pax Americana, die von den Angelsachsen erstrebte Weltordnung mit ihnen als Weltpolizisten, nicht nur in der islamischen Welt, sondern auch in China, Rußland und anderen Teilen der Welt auf Ablehnung und auch Widerstand stoßen läßt.

Ausgerechnet zum Diamantenen Krönungsjubiläum von Königin Victoria im Jahre 1897 verlor die Seefahrernation schlechthin jener Zeit das „Blaue Band" für die schnellste Fahrt zwischen New York und Europa an die deutsche Konkurrenz. Das schrie nach Gegenmaßnahmen. Deshalb wurde im September 1904 auf der Werft John Brown & Co. im schottischen Clydebank mit dem Bau der „Lusitania" begonnen. Der Auftraggeber, die Cunard-Linie, die wegen ihrer „Queen Mary 2" auch dem historisch nicht Interessierten ein Begriff sein dürfte, ließ sich Bau und Betrieb durch den britischen Steuerzahler vorfinanzieren und subventionieren. Die Gegenleistung bestand darin, daß das Schiff militärischen Anforderungen der Admiralität genügte, so daß es im Kriegsfall als Hilfskreuzer eingesetzt werden konnte. Dazu gehörten unter anderem eine Dauergeschwindigkeit von 24,5 Knoten und die baulichen Möglichkeiten, im Bedarfsfall massiv aufgerüstet zu werden. Wie bei einem Kriegsschiff hatten alle sensiblen Einrichtungen wie Maschinen, Kessel, Ruderanlagen, Brennstofflager und Steuereinrichtungen unterhalb der Wasserlinie untergebracht zu werden, wo sie vor Geschützfeuer relativ sicher waren. Schäden durch Minen und Torpedos wurden damals noch vernachlässigt. Des weiteren mußte sich Cunard gegenüber der Admiralität verpflichten, englisch zu bleiben sowie das Schiff bei drohenden Feindseligkeiten für den Umbau zum Hilfskreuzer zur Verfügung zu stellen und im Kriegsfall die gesamte Cunard-Flotte dem Befehl der Admiralität zu unterstellen. Die militärische Bedeutung und Geschichte der „Lusitania" begann also nicht erst mit dem Ersten Weltkrieg.

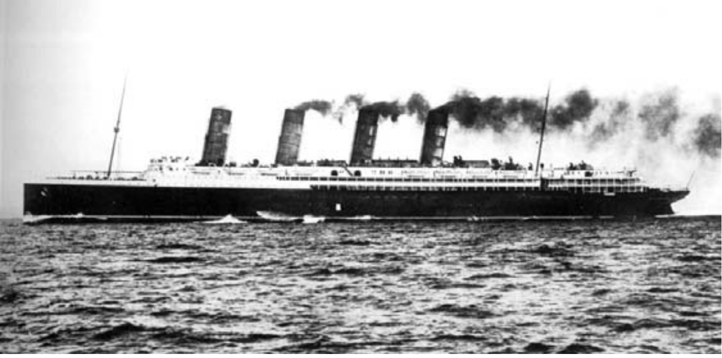
Vor 100 Jahren, am 7. Juni 1906 lief die „Lusitania" vom Stapel. Im darauffolgenden Jahr führte sie ihre Jungfernreise durch. Bei ihrer zweiten Atlantiküberquerung erfüllte sie ihren primären zivilen Zweck: Sie holte das „Blaue Band" zurück. In neuer Rekordzeit von vier Tagen, 19 Stunden und 52 Minuten legte sie die 2780 Seemeilen zwischen Queenstown und Ambrose Leuchtfeuer zurück. Im Juli 1908 wurde mit 25,01 Knoten Durchschnittsgeschwindigkeit darüber hinaus erstmals die 25-Knoten-Grenze überschritten. Die „Lusitania" sollte das „Blaue Band" länger behalten als sie existierte, bis 1929, als es – trotz zwischenzeitlich verlorenem Krieg – wieder nach Deutschland ging

Am 19. Februar 1913 und damit weit über ein Jahr vor Ausbruch des Ersten Weltkrieges wurde Cunard von der Admiralität informiert, daß es nun an der Zeit sei, mit dem Umbau der „Lusitania" zu einem Hilfskreuzer zu beginnen. Am 12. Mai lief das Schiff hierfür in Liverpool ins Trockendock. Nach vollzogenem Umbau wurde die „Lusitania" am 17. September als bewaffneter Hilfskreuzer in das Flottenregister der Admiralität aufgenommen.

Nach dem Ausbruch des Ersten Weltkrieges, am Abend des 3. Oktober 1914 teilte der Sekretär der Admiralität Sir William Graham Greene im Rauchzimmer des Reform Clubs dem Cunard-Chef Alfred Booth die geplante Kriegsverwendung des Schiffes mit. Die Zivilreederei wurde aufgefordert, einen Schnelldienst zwischen Liverpool und New York einzurichten und dafür die von ihr wieder in Betrieb zu nehmende „Lusitania" einzusetzen. Für sich selber beanspruchte die Admiralität hinsichtlich der „Lusitania" und der anderen Cunard-Schiffe auf dieser militärisch wichtigen Atlantikroute die Bestimmung des von den Kapitänen zu steuernden Kurses sowie die Verfügungsgewalt über den Frachtraum und die Passagierkabinen. Die von ihr nicht genutzten Transportkapazitäten konnte Cunard auf dem freien Markt verkaufen. Die Folge war eine – gelinde gesagt – völkerrechtlich unsaubere Mischnutzung der „Lusitania". Alfred Booth bringt die Situation auf den Punkt, wenn er seinem Vetter George Booth schrieb: „Kurz gesagt, Sir William nahm mich mit in meinen Club und befahl mir, im Interesse der Nation ein ‚Konterbandist' im großen Stil zu werden."

Am 24. Oktober 1914 ging der von der Admiralität befohlene Pendelverkehr der „Lusitania" zwischen Liverpool und New York los. Den Deutschen blieb es nicht verborgen, daß das Schiff nicht nur zum Transport von britischen und US-amerikanischen Zivilisten genutzt wurde. Sie befanden sich jedoch in einer Zwickmühle. Sie konnten entweder der Versuchung widerstehen, sprich die Arme in den Schoß legen und tatenlos zusehen, wie die gegnerischen Truppen in Frankreich über den Atlantik mit todbringendem militärischen Nachschub versorgt wurden, oder sie konnten der Versuchung nachgeben, was bedeutete, mit der „Lusitania" die Existenz Hunderter von englischen und US-amerikanischen Zivilisten zu beenden und damit jenen in England und auch in den Vereinigten Staaten von Amerika in die Hände zu spielen, die mit allen Mitteln die USA auf Seiten der Entente in den Ersten Weltkrieg ziehen wollten.

Kapitänleutnant Walter Schwieger, der Kommandant des deutschen U-Bootes U 20, fällte am 7. Mai 1915 gegen 14.10 Uhr vor der Küste Südirlands die Entscheidung, indem er den Befehl zur Torpedierung der „Lusitania" gab. Die kurzfristige Folge war der Tod von 1198 der 1959 Menschen an Bord, darunter 95 Kinder und 128 US-Amerikaner. Die langfristige Folge war der Kriegseintritt der USA am 6. April 1917, der den europäischen zu einem Weltkrieg machte und an dem – zusammen mit der ebenfalls 1917 stattfindenden Oktoberrevolution in Rußland – gemeinhin der Beginn der Zeitgeschichte festgemacht wird.



Die „Lusitania": Das Passagierschiff, dessen vier Schrauben jeweils durch eine Parsons-Dampfturbine angetrieben wurden, war 232,3 Meter lang, 26,75 Meter breit und für 2165 Passagiere ausgelegt und hatte eine Verdrängung von 44000 Tonnen und einen Rauminhalt von 31550 Bruttoregistertonnen. Foto: Archiv

»Gottes Samurai« starb vor 30 Jahren

Im Jahre 1976, laut „Marine-Rundschau" am 3. Juni, nach anderen Quellen am 30. Mai, verstarb der japanische Marineflieger Kapitän zur See Mitsuo Fuchida. Er wurde 1902 geboren, absolvierte 1924 die Marineschule und durchlief anschließend eine Fliegerausbildung. Später besuchte er erfolgreich die Marineakademie und war 1940 Führer der Fliegergruppe des Flugzeugträgers „Akagi". Schließlich betrauten ihn seine Vorgesetzten mit der Führung des Angriffs gegen den Hafen von Pearl Harbour. Hierdurch wurde sein Name weltberühmt. Nicht nur Mut und Tapferkeit, sondern auch seine taktische und strategische Auffassungsgabe sowie seine Führungsqualitäten machten ihn zum Ausnahmesoldaten und zu einer der bedeutsamsten Persönlichkeiten des japanischen Kaiserreiches während des Zweiten Weltkrieges.

Nach Kriegsende war Fuchida nicht nur wegen der Niederlage seines Vaterlandes verbittert, sondern ihn empörte auch die Tatsache, daß die Vereinigten Staaten von Amerika als Sieger japanische Politiker und Soldaten als Kriegsverbrecher verurteilen ließen, während die US-amerikanischen Kriegsverbrechen ungesühnt bleiben sollten. So begann Fuchida belastendes Material gegen die USA zusammenzutragen, um einen Prozeß gegen die Sieger vor einem internationalen Gerichtshof anzustrengen. Zunächst befragte Fuchida heimkehrende japanische Kriegsgefangene.

Bei seinen Untersuchungen stieß er immer wieder auf Peggy Corell, eine junge Frau, deren Eltern 1942 von den Japanern auf den Philippinen ermordet worden waren. Statt auf Rache zu sinnen hatte sie, als sie die Nachricht vom Tode ihrer Eltern erhielt, begonnen, japanische Kriegsgefangene zu betreuen, wobei sie versuchte, diese zum christlichen Glauben zu missionieren. Sie ging dabei vom Lukas-Evangelium 23, 24 aus: „Vater, vergib ihnen, denn Sie wissen nicht, was sie tun."



Mitsuo Fuchida Foto: Archiv

Zwar hatte die Missionarstochter bei den Kriegsgefangenen nur mäßigen Erfolg, aber Fuchida war beeindruckt. Er kaufte sich eine Bibel und begann zu lesen. Seine Verbitterung über Niederlage und Unrecht waren ihm nicht mehr so wichtig. Schließlich ließ er sich taufen. Das geschah 1950. Fuchida über Christus: „Er war der einzige, der kraftvoll genug war, mein Leben zu ändern und mich mit seinen Gedanken zu inspirieren." Gerade weil Fuchida ein hochverehrter und bewunderter Kriegsheld war, konnte sein Übertritt zum Christentum in Japan etwas bewegen. So erhielt er in seinem Vaterland den Beinamen: „Gottes Samurai". Schließlich missionierte Fuchida auch außerhalb Japans und bereiste viele Länder in denen er die Frohe Botschaft des Evangeliums predigte.

Neben seinen christlichen Aktivitäten wirkte er darüber hinaus nur noch in der Gesellschaft für ehemalige Marineangehörige („Osaka Suiko Kai"), deren Vorstand er bis zu seinem Tode angehörte. *Klaus Gröbig*

»Vorwärts in eine helle Zukunft!«

Vor 60 Jahren hätte das I. Parlament der Freien Deutschen Jugend in Brandenburg fast in einem Eklat geendet

Von Manfred Müller

Wir sind die Träger des neuen Deutschland" – dieses Transparent prangte an der Stirnwand der Stadthalle von Brandenburg an der Havel, wo am Pfingstsamstag (8. Juni) des Jahres 1946 das I. Parlament der Freien Deutschen Jugend (FDJ) eröffnet wurde. 650 Delegierte (und 150 Gastdelegierte) vertraten – drei Monate nach der Gründung – 240000 sowjetzonale Mitglieder und etwa 20000 aus den Westzonen. Der Tagungsort Brandenburg entsprach ganz den Wünschen Erich Honeckers, des Vorsitzenden des provisorischen Zentralrats der FDJ. Hier hatte er während des Dritten Reiches als kommunistischer Funktionär einige Jahre im Zuchthaus gesessen, in dieser noch kriegszerstörten Stadt wollte er nun ein Meisterstück kommunistischer Täuschung vorführen. Kongreßmotto: „Vorwärts in eine helle Zukunft!"

Der Landesleiter Sachsen sagte die Wahrheit zu laut

Die Delegierten, überwiegend sorgfältig ausgesuchte Jungkommunisten, sollten an den Pfingsttagen über die Zielvorstellungen und die Struktur der als überparteilich ausgegebenen Jugendorganisation (für 14- bis 25jährige männliche und weibliche Jugendliche) beraten und abstimmen. Allzu demokratisch war es bei der Zusammenstellung der Delegierten nicht zugegangen. Der spätere Kommunismus-Experte Hermann Weber (Mannheim) erinnerte sich nach Jahrzehnten: „Ich war in der Programmkommission unter Honecker. Doch ich hätte gar kein Delegierter sein können. Es gab in Mannheim überhaupt keine FDJ, niemand hat mich entsandt. Man hatte mich von hier, von dieser Bogensee-Schule, wo ich einige Wochen war, dahin geschickt ... Da merkte ich, irgend etwas mit dem Demokratieverständnis stimmt da von Anfang an nicht."

Am Pfingstsonntag läuteten um 7.30 Uhr die Glocken der evangelischen St.-Gotthard-Kirche und der Kapelle des katholischen Marien-Krankenhauses zum Gottesdienst für die christlichen Kongreßteilnehmer. Die christlichen Delegierten beteten hier um die Gnadengaben des Heiligen Geistes für die deutsche Jugend, damit sie eine bessere Zukunft für das daniederliegende Vaterland gestalten könne. Bei den Beratungen kam es dann fast zum Eklat, zum Auszug der christlichen Delegierten. Durch Zufall hörte ein katholischer Delegierter ein Gespräch zwischen zwei ranghohen Kommunisten mit. Robert Bialek, FDJ-Landesleiter Sachsen, sagte zu dem etwas begriffsstutzigen Hans Gerarts, Landesleiter Sachsen-Anhalt: „Wir werden den Kirchen täglich zehn Nackenschläge geben, bis sie am Boden liegen, und wenn wir sie wieder brauchen, streicheln wir sie ein wenig, bis die Wunden geheilt sind. Dann schicken sie wieder ein Rundschreiben heraus, welches uns Mitglieder einbringt, und dann schlagen wir ihnen wieder in den Nacken, bis sie am Boden liegen ... Wir müssen die Kirchen erst an uns ziehen, um so leichter können wir ihnen dann den Schnorchel umdrehen." Erich Honecker, Hermann Axen und andere prominente Kommunisten hatten große Mühe, die Erschütterung des Vertrauens durch Bagatellisierung, Beschwichtigung und biedermännische Bekundungen zu beheben. Die sowjetischen Kontrolloffiziere taten mit unverhüllten Drohungen ein übriges, den Fortgang des Kongresses im gewünschten Sinne sicherzustellen.

Was das Parlament verabschiedete, klang so, daß auch Nichtkommunisten zustimmen konnten. So hieß es etwa in den „Grundsätzen und Zielen der Freien Deutschen Jugend": „Wir wollen: Die Erhaltung der Einheit Deutschlands, die Gewinnung der deutschen Jugend für die großen Ziele der Freiheit, des Humanismus einer kämpferischen Demokratie, des Völkerfriedens und der Völkerfreundschaft ... Deutscher Junge, deutsches Mädel, wenn Du in Deinem Herzen den Drang fühlst, an der Gestaltung einer frohen, freien, glücklichen und friedlichen Zukunft unseres Volkes mitzuwirken, reihe Dich ein in den großen ewigen Freundschaftsbund der Freien Deutschen Jugend!" Auch die auf dem Kongreß proklamierten „Grundrechte der jungen Generation" konnten ein einigendes Band in einem weltanschaulich und politisch pluralistischen Jugendverband sein: Recht auf politische Mitwirkung, Recht auf Arbeit und Erholung, Recht auf Bildung, Recht auf Freude und Frohsinn. In der praktischen Arbeit der FDJ wurde in den Aufbaujahren das „frohe Jugendleben" nicht nur proklamiert, sondern auch praktiziert, in dem man auf die vielfältigen Möglichkeiten zurückgriff, die in der deutschen Jugendbewegung entwickelt worden waren (Wandern, Singen, Musizieren, Spiel und Sport, lebendig gestaltete Heimabende und so weiter).

Wer das Sagen hatte, zeigten die Zentralratswahlen

Damit aber alles nach den Vorstellungen der SED ablief, waren die Machtverhältnisse in den FDJ-Gremien, die der Kongreß wählte, klar geregelt. So setzte sich der Zentralrat der FDJ aus 47 Mitgliedern der SED, acht CDU-Mitgliedern, drei Liberaldemokraten, zwei Vertretern der Kirchen und zwei Parteilosen zusammen. Honecker: „Wir haben den Beweis erbracht, daß eine überparteiliche, demokratische Organisation möglich ist, ... daß an einer solchen überparteilichen und demokratischen Organisation alle positiven Kräfte mitarbeiten können ... Daher haben wir im Interesse der weiteren Entwicklung auch die Verpflichtung, den überparteilichen Charakter unserer Organisation wie unseren eigenen Augapfel zu hüten."

Eine Pfingsthoffnung für Deutschland? In den nächsten Jahren wurde die scheinbar pluralistische Orientierung der FDJ durch eine immer stärkere weltanschaulich-politische Ausrichtung im Sinne der SED ersetzt. So wurde die FDJ im Kalten Krieg Zug um Zug zu einer Kampfreserve der SED.



»Wer stirbt, stirbt still«

Schwangere Ostpreußin flieht Anfang 1945 mit dem Zug nach Westen

Nach „Die letzte Nacht muß man wachen" und „Gerechte und Ungerechte" legt der Ostpreuße Werner Möllenkamp mit „Die Flucht – Historische Erzählung von Vertreibung und wiedergeschenkter Zeit" den letzten Teil seiner Triologie vor. Im Mittelpunkt steht hier Elisabeth Woronski, mit 26 Jahren die älteste von drei Schwestern. Elisabeth entscheidet sich Ende Januar 1945 hochschwanger ihren ostpreußische Heimatort Zinten zu verlassen und zu flüchten. Nach einigen Widrigkeiten gelingt es ihr, ihren 67jährigen Onkel Paul ebenfalls zum Verlassen seiner geliebten Heimat zu bewegen, und im überfüllten stets Zwangspausen einlegenden Zug geht es westwärts.

Werner Möllenkamp schildert nachvollziehbar die chaotischen Verhältnisse in Ostpreußen und auf der Flucht. Ein wenig merkwürdig mutet jedoch an, daß viele der Fluchtgefährten der beiden Zintener ausländischer Abstammung sind. Ein Italiener, ein Spanier, ein Este. Auch ist es unwahrscheinlich, daß während im Zug zahlreiche Passagiere sterben, dem angeschossenen Hund Pablo ein Bein amputiert wird und man sich um das Tier kümmert.

Trotz der Ungereimtheiten liest sich „Die Flucht" zweitweise ganz gut. „Ein Eisenbahner habe ihr in der Nacht gesagt, die Front verlaufe unweit südlich der Gleise. Der Zug habe mehrfach auf freier Strecke gehalten, sei auch zweimal zurückgeschoben worden, weil russische Panzer die Bahngleise besetzt hatten." Diese Russen vergewaltigen Elisabeths 23jährige Schwester, die als Krankenschwester mit dem Babyzug aus Königsberg flieht, zu Tode. „Wer stirbt, stirbt merkwürdig still", schreibt der Autor über die Sterbenden.

Letztendlich überzeugt „Die Flucht" aber nicht, da der Leser aufgrund der Ungereimtheiten nie vollständig in den Text hineingesogen wird. *Bel*

Werner Möllenkamp: „Die Flucht – Historische Erzählung von Vertreibung und wiedergeschenkter Zeit", *Starke, Limburg 2005, geb., 282 Seiten, 14,90 Euro, Best.-Nr. 5439*



Zwischen zwei Töchtern

Teenager will seiner krebskranken Schwester keine Niere spenden

Ich kaufe keine Kekse von den Girls Scout", sagt Campell Alexander als er ein 13jähriges Mädchen in seinem Anwaltsbüro sitzen sieht. Doch Anna ist nicht von den Pfadfindern, sie will Campell Alexander engagieren, damit er vor Gericht durchsetzt, daß sie, obwohl minderjährig, aus der medizinischen Verantwortung ihrer Eltern entlassen wird, denn das Mädchen soll ihrer drei Jahre älteren Schwester Katie eine Niere spenden. Erst begreift der Anwalt nicht, was die selbstbewußt auftretende Anna da erzählt, doch je mehr er erfährt, desto mehr reizt ihn der Fall.

In „Beim Leben meiner Schwester" erzählt die US-Bestseller-Autorin Jodie Picoult äußerst fesselnd die Geschichte eines Mädchens, das im Reagenzglas gezeugt wurde, damit es genetisch als Spender für seine an Leukämie erkrankte Schwester in Frage kommt. Erst war es nur die Nabelschnur, dann Blut, dann Knochenmark und jetzt soll es die Niere sein.

Jodi Picoult erzählt die Geschichte abwechselnd aus der Sicht einer der beiden Elternteile, Annas, des nicht als Spender in Frage kommenden 18jährigen Bruders Jessie, des Anwalts und der Verfahrenspflegerin Julia.

Schnell wird dem Leser offenbar, daß es bei dem Fall kein Schwarz und Weiß gibt. Die Krankheit bestimmt von Anfang an das Leben der Familie. Kindergeburtstage oder gar Klassenfahrten sind für Anna tabu, da ihre Schwester jederzeit einen Rückfall haben könnte und Anna als Spender benötigt wird. Doch was grausam klingt, ist auch für die Eltern nicht leicht. Die verschiedenen Beweggründe schildert die Autorin äußerst nachvollziehbar. Vor allem die Spannung im Haus, nachdem Anna ihre Klage eingereicht hat, ist beklemmend real. „Ich habe eine Tochter, die soeben das Todesurteil ihrer Schwester unterschrieben hat", flucht Annas Mutter, während der Vater des Mädchens verstehen kann, warum Anna nicht auch noch eine Niere spenden möchte, zumal Kates Überlebenschancen selbst dann noch als äußerst gering eingeschätzt werden.

Der Verdacht des Anwalts, daß Anna nur den Prozeß anstrebt, um die Aufmerksamkeit ihrer Eltern auf sich zu lenken, erweist sich als unhaltbar. Anna möchte, die Chance haben, „erwachsen zu werden, auch wenn Kate sie nicht hat. Daß Kates Tod das schlimmste wäre, was mir je passieren kann ... und auch das beste."

Gegen Mitte des Romans fällt auf, daß alle über Kate reden, nur Kate kommt nicht zu Wort. Und so wird deutlich, daß nicht nur Anna, sondern auch Kate Opfer der Familienbeschlüsse ist, die wiederum von Kates Krankheit diktiert werden. „Beim Leben meiner Schwester" ist so fesselnd, weil Liebe, Moral und Verantwortung hier miteinander unvereinbar sind. Zurecht weist der Vater darauf hin, daß egal für welche Tochter sie sich entscheiden, die andere auf der Verliererseite steht.

„Mir kommt der Gedanke, daß man Kinder nie hat, man nimmt sie in Empfang. Und manchmal bleiben sie nicht so lange, wie wir gedacht oder gehofft haben. Aber das ist trotz allem noch immer viel besser, als wenn man sie nie gehabt hätte." *Rebecca Bellano*

Jodi Picoult: „Beim Leben meiner Schwester", *Piper, München 2005, geb., 478 Seiten, 19,90 Euro, Best.-Nr. 5534*



Unterschätzt

Die Opposition in der DDR

Noch immer ist umstritten, ob die vielen Oppositionsgruppen, die Bürgerbewegungen der DDR oder die späteren Massendemonstrationen es waren, die als Wegbereiter der deutschen Einheit zu sehen sind. In seinem Bemühen um diese Wahrheit wertete Christof Geisel, Autor des sehr interessanten Buches „Auf der Suche nach einem dritten Weg", alle Unterlagen aus und verschickte einen Fragebogen an über 350 Oppositionsführer, die nicht erst im Herbst 1989 in Erscheinung traten, sondern schon lange Zeit zuvor.

Danach hatte bereits Mitte der 80er Jahre die DDR-Bevölkerung jegliches Vertrauen in die SED verloren. Das Ziel der Opposition bestand damals in der Überwindung konkreter Mißstände und des täglichen Unrechts, einen allgemeinen Wandel indes sah sie nur in Form einer Reform des Bestehenden – ein Sturz des Regimes war auch für sie nicht vorstellbar. Sie strebte einen „dritten Weg" an, die Vision von einer gerechteren, freiheitlichen, solidarischen Welt. Die Proteste gegen die gefälschten Kommunalwahlen im Mai '89 waren ein erstes Wetterleuchten und ließen an der Allmacht der SED zweifeln. Dennoch gab es bis zum Fall der Berliner Mauer bei der Opposition keinen definitiven Bruch mit dem sozialistischen System. Die notorischen Versorgungsmängel wurden von ihr kaum als wichtig erachtet; dies stand im krassen Gegensatz zur allgemeinen Ansicht, die sie grob verkannte, wie sie die große Ausreisewelle seltsam unberührt ließ.

Der Westteil Deutschlands war für sie nicht das Land der Träume: Nach den ausgefüllten Fragebogen zeigte fast die Hälfte der Befragten kritisches Interesse, jeder Fünfte immerhin Verbundenheit, ein größerer Prozentsatz aber Distanz und Skepsis. Die allzuoft liebedienerischen Avancen bundesdeutscher Politiker und Wirtschaftsführer bei Honecker wurden durchweg verachtet, der westdeutschen Bevölkerung warf man in Bezug auf die DDR Gleichgültigkeit vor.

Das spätere Scheitern der Oppositionsgruppen beruhte nach gewiß zutreffender Ansicht des Autors schon auf ihrem Glauben an die bloße Reformierbarkeit der SED-Diktatur. Eine Agenda für eine Neugestaltung des Landes hatten sie nicht einmal theoretisch erwogen. Ebenfalls im Gegensatz zur eigenen Bevölkerung zeigten sie beim Fall der Berliner Mauer nur wenig euphorische Reaktionen – und damit war ihre historische Rolle auch beendet. Aus der Pioniertätigkeit der kleinen – im Westen lange unterschätzten – Oppositions-Zirkeln bildete sich die Bürgerbewegung. Ohne ihr „Neues Forum", ihren „Demokratischen Aufbruch" oder „Demokratie jetzt" wäre die Mehrheit der DDR-Bevölkerung kaum zu jenen Massendemonstrationen zu bewegen gewesen – die schließlich das Regime zum Einsturz brachten. *F.-W. Schlomann*

Christof Geisel: „Auf der Suche nach einem dritten Weg", *Links Verlag, Berlin 2005, 331 Seiten, 24,90 Euro, Best.-Nr. 5533*

Alle Bücher sind über den PMD, Parkallee 84/86, 20144 Hamburg, Telefon (0 40) 41 40 08 27, zu beziehen.

Glaube

Was war der Deutsche Orden?

Hermann von Salza, Siegfried von Feuchtwangen und Winrich von Kniprode sind jenen, die sich für die Geschichte des Deutschen Ordens interessieren, durchaus ein Begriff, den meisten jedoch dürften die Namen dieser Hochmeister, ja sogar der Deutsche Orden an sich, im Vergleich zu seinen schon etwas länger existierenden Mitstreitern um das heilige Land, den Templern und den Johannitern, eher unbekannt sein. Denn während sich um die Templer Mythen ranken und die Johanniter als humanitäre Organisation heute immer noch den Alltag bestimmen, ist der Deutsche Orden der Gegenwart nur noch ein Schatten seiner selbst.

Schnörkellos, um nicht zu sagen sehr trocken, schildert Dr. Klaus Militzer, Professor für Mittelalterliche Geschichte an der Universität Bochum, die Entstehungsgeschichte des Deutschen Ordens. Nach der Gründung in Palästina vor Akkon 1190 und der Erhebung zum Ritterorden 1198 breitete sich der Deutsche Orden rasch aus. Detailliert zeigt der Autor die verschiedenen Besitztümer auf, die bald weit über die Grenzen des heiligen Landes hinausgingen.

Klaus Militzer geht aber auch auf Statuten, Allianzen und Absonderlichkeiten ein. So ist es beispielsweise doch sehr amüsant zu lesen, daß es schon 1211 eine heute als „Copyright-Streit" bezeichnete Auseinandersetzung gab: Die Templer reichten Klage gegen den Deutschen Orden ein und erreichten, daß den Angehörigen des jüngeren Ritterordens das Tragen von weißen Mänteln mit einem schwarzen Kreuz untersagt wurde. Hochmeister Hermann von Salza mußte erst seine guten Beziehungen zu Kaiser Friedrich II. spielen lassen, der wiederum beim Papst vorsprach, bis dem Deutschen Orden 1218 das Tragen der Mäntel wieder gestattet wurde.

Nach dem vollständigen Verlust des heiligen Landes an die Moslems verlegte der Deutsche Orden seinen Hauptsitz nicht wie die beiden anderen Ritterorden nach Zypern, sondern nach Venedig. 1309 wurde der Hauptsitz unter Siegfried von Feuchtwangen nach Marienburg verlegt, dem späteren Kernland des Deutschen Ordens. Hintergründe für diese Verlegung und die Ausweitung des Deutschen Ordens beleuchtet Klaus Militzer in nachvollziehbarer Weise. Sehr strukturiert erläutert er den Aufbau und die Entstehung verschiedener Balleien. Da nicht jeder die Ausweitung des Deutschen Ordens gern sah, kam es zu Kämpfen mit verschiedenen Gegnern. Auch hier erklärt der Autor die jeweiligen Interessen und Frontverläufe.

„Die Geschichte des Deutschen Ordens" ist zwar klar strukturiert, da sie aber auch sehr nüchtern geschrieben ist, wird das Buch nur bereits am Thema Interessierte zum Lesen verleiten. *R. Bellano*

Klaus Militzer: „Die Geschichte des Deutschen Ordens", *Kohlhammer, Stuttgart 2005, geb., Abb., 228 Seiten, 25 Euro, Best.-Nr. 5535*



Geschichte zum Hören

Gerd Schultze-Rhonhofs »zweiter Dreißigjähriger Krieg« auf CD

Wer plastisch geschilderte Geschichte mag, aber nicht Zeit oder Lust hat, dazu dicke Bücher durchzuarbeiten, der sollte es einmal mit diesem Hörbuch als Einstieg versuchen. In nur zweieinviertel Stunden werden hier in aller Ruhe, sogar mit den nötigen, akkustisch treffend untermalten Nachdenkpausen, Ursachen und Zusammenhänge von beiden Weltkriegen, prägnant zusammengefaßt und mit schlagenden Fakten untermauert, gut nachvollziehbar erklärt. Im Gegensatz zu den im Hörbuch zitierten Schulgeschichtsbüchern und der meisten Fernseh-„Dokumentationen", deren Hauptquellen immer noch die „Feststellungen" von Versailles und des Nürnberger Tribunals der Sieger sind, ist diese Darstellung auch plausibel. Kein Wunder, hat der Autor Gerd Schultze-Rhonhof doch mit seinem Werk „1939 – Der Krieg, der viele Väter hatte" bewiesen, daß es ihm nur um geschichtliche Wahrheit und ein ausgewogenes Urteil geht.

Der Autor klärt zunächst darüber auf, daß der Begriff „zweiter Dreißigjähriger Krieg" keineswegs unerlaubt „revisionistisch" ist, sondern von Churchill stammt. Nachdem der britische Premierminister John Major 1995 in einer Gedenkrede den 8. Mai als das Ende eines „Dreißigjährigen Krieges" bezeichnet hatte, wurde das im Bulletin der Bundesregierung so übersetzt, daß der Begriff nicht mehr erschien. Denn hierzulande gilt der Zweite Weltkrieg als ausschließlich durch Hitler verursacht und nicht einmal zu Teilen anders erklärbar, während die Briten in seltener Ehrlichkeit beide Weltkriege als Teile eines Kampfes gegen Deutschland um die Vorherrschaft in Europa sehen.

Als das neue Deutsche Reich nach 1871 Großbritannien als Weltwirtschaftsmacht immer mehr den Rang ablief und auf dem Landwege qua Bagdad-Bahn den britischen Interessen in der ölreichen Golfregion in die Quere zu kommen drohte, konnte auch eine erkennbar defensive Flottenrüstung nicht verhindern, daß Deutschland aus britischer Sicht die „balance of power" in Europa zerstörte. Begünstigt durch eine ungeschickte deutsche Außenpolitik nach Bismarck gelang es Großbritannien, gegen Deutschland und seinen einzigen festen Verbündeten Österreich-Ungarn Frankreich und Rußland auf seine Seite zu ziehen. Die Spitzen des Reiches waren noch 1914 so ahnungs- oder arglos, selbst nach dem Attentat von Sarajewo allesamt in Urlaub zu gehen, während Großbritannien seine Flotte nach einem Großmanöver in Alarmbereitschaft hielt. Die Friedensbemühungen des Kaisers erhielten weder entschiedene britische Unterstützung, noch konnten sie die angelaufene russische Kriegsmaschine aufhalten. So nahm das Unheil seinen Lauf. Als Hitler an die Macht kam, war Deutschland in Europa (ohne Sowjetunion) mit einer zwölffachen Überlegenheit allein an aktiven Divisionen seiner potentiellen Gegner konfrontiert. Polen forderte gleich nach Hitlers Amtsantritt Frankreich zu einem Angriff gegen Deutschland auf, allerdings vergebens. Abrüstungsangebote der neuen Reichsregierung blieben erfolglos. So rüstete sie ab 1935 auf, um wieder verteidigungsfähig zu werden. Die Rückkehr des Saarlandes, der Anschluß Österreichs, der Gewinn des Sudentenlandes, die Rückkehr des Memellandes entsprachen dem anerkannten Selbstbestimmungsrecht der Völker. Doch mit dem Protektorat über die Rest-Tschechei brach Hitler selbst dieses von ihm zuvor oft beschworene Recht und bescherte Großbritannien und Frankreich damit den Anlaß, sich dem eigentlich auch als berechtigt anerkannten Anspruch Deutschlands auf Danzig und den westpreußischen Korridor zu widersetzen, indem sie Polens Ablehnung schließlich sogar durch eine Garantieerklärung stützten. Polen machte schon im März 1939 teilmobil als die deutsche Regierung noch an eine einvernehmliche Regelung glaubte, wozu sie bis zuletzt sechs Polen sehr entgegenkommende Vorschläge machte – ohne Erfolg. Die blutige Verfolgung der deutschen Minderheit in Polen und der Hitler-Stalin-Pakt, im Wettlauf mit den Westmächten abgeschlossen, ließen der deutschen Seite einen begrenzten Krieg nötig und möglich erscheinen. Durch die Kriegserklärung der Westmächte nur an Deutschland, nicht aber an die ebenfalls in Polen einmarschierte Sowjetunion, entwickelte sich wieder ein Weltkrieg.

Der als Befreiungsschlag gedachte Angriff auf die Sowjetunion führte nach riesigen Anfangserfolgen schließlich aufgrund der immensen Menschen-, Material- und Luftüberlegenheit der Alliierten zur Kapitulation der deutschen Wehrmacht.

Das Hörbuch läßt zeitbedingt einiges aus, was noch zugunsten Deutschlands spricht: Es erwähnt nur drei von mindestens 16 deutschen Friedensfühlern gegenüber dem Westen, läßt die gegen Deutschland gerichteten Aktivitäten der Westmächte und der Sowjetunion auf dem Balkan aus und übergeht die Forderungen der Sowjetunion nach Interessengebieten im Norden bis hin zu den dänischen Meerengen.

Insgesamt und in vielen Details, wie der Einfügung der Hintergrundinformationen dort, wo sie sachlich Sinn ergeben, ist dieses Hörbuch enorm tiefgehend und auf erzählerisch sehr gekonnte Art lehrreich. Es regt zu weitergehendem Studium an. Dazu bietet sich das anfangs erwähnte, schon in vierter Auflage erschienene Buch desselben Autors „1939 – Der Krieg, der viele Väter hatte" an, das dem wesentliche Teil dieses Hörbuches über den „Zweiten Dreißigjährigen Krieg" zugrunde liegt. Dort wird das dramatische Ringen um eine friedliche Lösung so in allen Einzelheiten präsentiert, wie sie von vielen Quellen übereinstimmend bezeugt sind. *Manfred Backerra*

Gerd Schultze-Rhonhof: „Der zweite Dreißigjährige Krieg", *Hörbuch auf 2 CDs, 137 Minuten, Sprecher: Matthias Ponnier und Eva Garg Polarfilm, Gescher 2006, 14,95 Euro, Best.-Nr. 5337*



Dr. Alfred Lau
Auguste in der Großstadt, Band I
Geb., 125 Seiten
Best.-Nr.: 3775, € 9,95



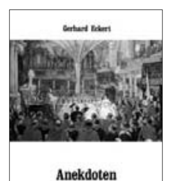
Dr. Alfred Lau
Auguste in der Großstadt, II
Geb., 159 Seiten
Best.-Nr.: 3224, € 9,95



Hildegard Rauschenbach
Zuhause in Pillkallen
Geb., 183 Seiten
Best.-Nr.: 4192, € 12,95



Rudolf Meitsch
Ostpreußische Sprichwörter, Redensarten, Schwänke
Geb., 157 Seiten
Best.-Nr.: 1723, € 9,95



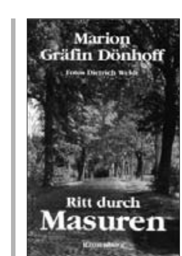
Gerhardt Eckert
Anekdoten aus Ostpreußen
Kart., 78 Seiten
Best.-Nr.: 5247, € 5,95



Agnes Miegel
Alt- Königsberger Geschichten
Geb., 240 Seiten
Best.-Nr.: 4953, € 12,95



Korall/Luthardt
Reise durch Masuren
Geb., 124 Seiten
Best.-Nr.: 5266, € 16,95



Marion Gräfin Dönhoff
Ritt durch Masuren
Geb., 77 Seiten
Best.-Nr.: 1807, € 19,95



Wilhelm Matull
Ostpreußen und seine Originale
Geb., 232 Seiten
Best.-Nr.: 5038, € 9,95



Klaus Klootboom
Der Carol
Geb., 125 Seiten
Best.-Nr.: 3715, € 9,95



Klaus Klootboom
Der neue Carol
Geb., 100 Seiten
Best.-Nr.: 5039, € 9,95



Humor aus Ostpreußen
Geb., 144 Seiten
Best.-Nr.: 4191, € 9,95



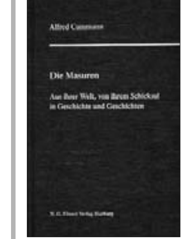
Grete Fischer
Letzter Sommer in Ostpreußen
Kart., 72 Seiten
Best.-Nr.: 5512, € 4,95



Jürgen Manthey
Königsberg
Geb., 735 Seiten
Best.-Nr.: 4603, € 29,90



Dieter Grau
Tanz in Masuren
Kart., 76 Seiten
Best.-Nr.: 5174, € 5,95



Alfred Cammann
Die Masuren
Geb., 275 Seiten
Best.-Nr.: 3881, € 34,00

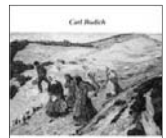
Buch der Woche

Jürgen Roth
Der Deutschland-Clan



Das skrupellose Netzwerk aus Politikern, Top-Managern und Justiz Deutschland im Griff einer korrupten Elite
Würde Silvio Berlusconi Nachhilfe in Sachen mafiöser Strukturen brauchen, müsste er nach Deutschland kommen. Da werden Flugreisen von Politikern wie Johannes Rau oder Wolfgang Clement von der WestLB bezahlt, während man Zeugen der Flüge mundtot machen will; ist das Scheffeln von Millionen durch Förderung der Korruption in Konzernen wie Dresdner Bank oder DaimlerChrysler mittlerweile an der Tagesordnung; werden Anleger eines Versicherungskonzerns um Millionen betrogen und nicht nur ein ehemaliger Verteidigungsminister ist involviert, sondern auch die Justiz schaut nur zu.

Bestsellerautor Jürgen Roth zeigt in seinem neuen Buch, wie ein engmaschiges Netzwerk aus hochrangigen Politikern, führenden Konzernchefs und toleranten Justizbehörden die Deutschland AG mit Methoden beherrscht, die eines Rechtsstaats unwürdig sind. Wer wen erpresst, wer die Drahtzieher anrüchiger Deals sind und warum die Justiz nicht ermittelt – dieses Buch enthüllt anhand bisher unbekannter Dokumente Gaunerkartelle, Korruptionsaffären und Verstrickungen von Ministern, Top-Managern und Staatsanwälten.
Der Autor enthüllt das dichte und für die Beteiligten äußerst profitable Geflecht von Abhängigkeiten zwischen hochrangigen Politikern, führenden Managern und Justizbeamten.
Geb., 256 Seiten
Best.-Nr.: 5505, € 19,90



Carl Budich
Witze aus Ostpreußen
Brosch., 58 Seiten
Best.-Nr.: 5542, € 4,95



Annemarie in der Au
Ich heirate Großpapa
Kart., 94 Seiten
Best.-Nr.: 5514, € 5,95



Günter S. Freudenreich
Kindheit in Königsberg
Kart., 109 Seiten
Best.-Nr.: 4271, € 8,40



Walter Piel
Von Masuren ins Ruhrgebiet
Kart., 202 Seiten
Best.-Nr.: 4967, € 12,00



Liselotte Heins
Martha und die Nornen
Kart., 281 Seiten
Best.-Nr.: 2478, € 12,80



Anabella Arnoldt Cudell
Eine Königsberger Familie
Best.-Nr.: 3690, € 15,00



Harald Breede
Königsberg-Verzeih'!
Kart., 102 Seiten
Best.-Nr.: 5527, € 13,50



Ursula Klein
Geburtsort: Königsberg
Kart., 552 Seiten
Best.-Nr.: 3982, € 29,80



Masuren-Fibel
Reprint der Originalausgabe von 1929
Geb., 120 Seiten
Best.-Nr.: 4787, € 16,95



Georg Jenkner
Von Amerika nach Ostpreußen
Geb., 152 Seiten
Best.-Nr.: 2431, € 14,80



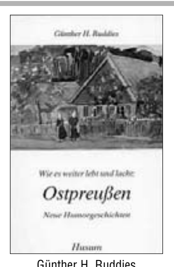
Martin Kakies
333 Ostpreußische Späßchen
Geb., 147 Seiten
Best.-Nr.: 5037, € 9,95



Paul Fechter
Der Zauberer Gottes
Geb., 121 Seiten.
Best.-Nr.: 4190, € 12,95



Rudolf K. Becker
Kleines ostpreußisches Wörterbuch
Geb., 176 Seiten
Best.-Nr.: 2813, € 12,95



Günther H. Ruddies
Wie es weiter lebt und lacht: Ostpreußen
Kart., 104 Seiten
Best.-Nr.: 4505, € 5,95



Elvira Syroka
Orangen für Königsberg
Kart., 212 Seiten
Best.-Nr.: 5020, € 14,80



Wilhelm Matull
Liebes altes Königsberg
Geb., 246 Seiten
Best.-Nr.: 3738, € 12,95



Erhard Schulz
Kindheit in Nord-Ostpreußen
Kart., 204 Seiten
Best.-Nr.: 2606, € 14,90



Heinz Voigt
Der letzte Sommer von Mauritten
Kart., 379 Seiten
Best.-Nr.: 3641, € 14,80



Robert Johannes
Klops und Glumse
Geb., 126 Seiten
Best.-Nr.: 4959, € 9,95



Hildegard Rauschenbach
Koddrig und lustig
Geb., 176 Seiten
Best.-Nr.: 1401, € 12,95



Martin Kakies
Laß die Marjellens kicken
Geb., 123 Seiten
Best.-Nr.: 5040, € 9,95



Heinz Georg Podehl
Grüße aus Ostpreußen
Kart., 78 Seiten
Best.-Nr.: 5513, € 4,95



Waldemar Legarth
Von Memel nach Jüngesheim
Brosch., 179 Seiten
Best.-Nr.: 3574, € 13,80


PMD Preußischer Mediendienst

Bitte Bestellcoupon ausfüllen und absenden oder faxen an: Preußischer Mediendienst
Parkallee 86 · 20144 Hamburg · Fax: 040 / 41 40 08 58 · Tel: 040 / 41 40 08 27
Lieferung gegen Rechnung. Versandkostenpauschale € 4,00, Auslandslieferung gegen Vorkasse, es werden die tatsächlich entstehenden Portogebühren berechnet. Videofilme, DVDs und MCs sind vom Umtausch ausgeschlossen.

Bestellcoupon

Menge	Best.- Nr.	Titel	Preis
		PMD - Gesamtkatalog	gratis

Vorname: Name:
Straße/Nr.: Telefon:
PLZ/Ort:
Ort/Datum: Unterschrift:

Weitere aktuelle Angebote finden Sie auch in unserem Internetshop www.preussischer-mediendienst.de

MELDUNGEN

Junge Türken besonders gewalttätig

Hamburg – Nach Untersuchungen des Kriminologen Christian Pfeiffer sind Jugendliche türkischer Herkunft viermal häufiger an Gewalttaten beteiligt, als es ihrem Bevölkerungsanteil entspricht. Das berichtet die „Financial Times Deutschland“. Dabei komme es besonders oft zu Konflikten zwischen Jugendlichen unterschiedlier Herkunft, die meisten zwischen deutschen Opfern und nichtdeutschen Tätern

PDS-Jelpke bei Stasi-Veteranen

Strausberg – Die PDS-Bundestagsabgeordnete Ulla Jelpke ist nach einem Bericht des „Spiegel“ Mitte Mai auf einer Veranstaltung ehemaliger Stasi-Mitarbeiter in Strausberg bei Berlin aufgetreten und hat den „Genossen“ ihre „Solidarität“ zugesichert. Organisiert wurde das Treffen von der „Gesellschaft zur Rechtlichen und Humanitären Unterstützung“ (GRH), einem Interessenverband ehemaliger DDR-Geheimdienstler.

ZUR PERSON

Gegen den Strom



Seit ihrem Eintritt in die exklusive Richterriege des Ersten Senats am Bundesverfassungsgericht (BVerfG) 1994 ist sie kaum durch abweichende Rechtsauffassungen aufgefallen. Nun hat **Evelyn Haas** (57) erstmals für Aufsehen gesorgt mit ihrem Minderheitsvotum zur sogenannten „Rasterfahndung“. Entwickelt in den 70er Jahren, stand sie als Instrument der Polizei gegen islamistische Gewalt zur Debatte. Doch das höchste deutsche Gericht beerdigte die vorbeugende Methode als verfassungswidrig – nur Haas widersetzte sich, weshalb nun ganz Deutschland auf die unscheinbare Frau blickt.

Ihre Juristenlaufbahn begann sie mit einer Promotion über Beamtenbesoldung. 1977 begann sie ihre Richterlaufbahn in Niedersachsen. Rasch stieg Evelyn Haas auf – schon 1982 war die grundsolide Hannoveranerin wissenschaftliche Mitarbeiterin am BVerfG, wechselte jedoch 1987 in die Politik. Bis 1990 arbeitete sie in der niedersächsischen Staatskanzlei Ernst Albrechts (CDU). Nach dessen Abwahl diente sie als Richterin dem Bundesverwaltungsgericht.

Die nebenbei als Honorarprofessorin tätige Haas sprach im Ersten Senat des BVerfG klare Worte. Nach ihrer Ansicht mache das Gericht mit seiner Entscheidung „den Staat gegenüber drohenden Terrorangriffen wehrlos“. Durch die Rasterfahndung werde die Sicherheit als Grundlage der Freiheit gestärkt, heißt es in ihrem Sondervotum. Die besondere Fahndungsmethode ist für sie ein „minder intensives“ Instrument, das die Grundrechte nicht beschneide. Schließlich gehe es nur um den Abgleich schon vorhandener Daten, „die bereits vom Betroffenen offenbart und in Dateien mit seiner Kenntnis gespeichert“ worden seien. *SV*



»Kurskorrektur? Was für eine Kurskorrektur, Franz??« Zeichnung: Götz Wiedenroth

Ein Freund, ein guter ...

Auf welche Nation freuen wir uns bei der WM am meisten? Richtig – die Engländer denken genauso / Der Wochenrückblick mit HANS HECKEL

Die WM ist nur noch wenige Tage hin. Wir sind alle aufgeregt und freuen uns auf die vielen Freunde aus aller Welt, die uns besuchen kommen. Die sind genauso entzückt, vor allen anderen unsere englischen Nachbarn, wie wir es nicht anderes erwartet haben.

Von Deutschland wissen die nicht viel. Es geht ihnen wie uns beim Besuch einer fremden Stadt, in der ein guter alter Freund in einem wahnsinnig interessanten Haus lebt. Man ist dann vielleicht 30mal dagewesen, hat aber von der Stadt gar nichts mitbekommen, kennt weder Rathaus noch Museum noch Theater, weil man immer gleich zu dem Freund durchgefahren und dort die ganze Zeit geblieben ist.

Der gute Freund der Engländer in Deutschland heißt Adolf Hitler. Den wollen sie unbedingt treffen bei der WM, der Rest interessiert sie eigentlich nicht. Der Wunsch hat bei uns, den guten Gastgebern, eine gewisse Hektik ausgelöst. Sie sagen es! Der Mann ist tot und demzufolge nicht mehr verfügbar. Wie wollen wir das den Briten beibringen? Reisen die gar gleich wieder ab? Ruhig Blut! Ein Blick in die Londoner Presse lehrt, daß es die Inselbewohner lieben, belogen zu werden. Und die Lüge muß nicht mal gut konstruiert sein, also können wir unsere deutsche Gründlichkeit gelassen für wichtigere Dinge aufsparen als fürs Verfertigen täuschend echter Hitlerchens.

Wohin falscher Eifer führt, hat der am Dienstag aus dem Amt geschiedene Generalbundesanwalt Kay Nehm ja erleben müssen, als er zwei junge Männer wegen einer Straßenkeilerei zur Gefahr für die Republik aufpustete und per Sondereinsatzkommando nach Karlsruhe deportieren ließ. Dann wieder freiließ und einen der beiden nochmal kurzfristig in Haft nahm, weil er, der 29jährige Björn L., angeblich einem Mithäftling was erzählt haben soll, was ein weiterer Mithäftling gehört und gepetzt habe – und das, obwohl Björn L. in einer Einzelzelle saß.

Da wollte der gewissenhafte Spitzenjurist zur Krönung seiner Karriere der Welt ein leckeres Nazilein zum Verzehr auftischen und nun steht er ohne Hosen da. Der Fall komme ihm vor wie ein „Kaleidoskop“: Wenn man die Sache nur um ein Achtel drehe, sehe alles ganz anders aus. Das hat er wirklich gesagt – der arme Kerl ist völlig durch! Wer gut beraten ist, zieht seine Lehren daraus und läßt von solchen Verrenkungen beim Nazimachen künftig die Flossen.

Zumal unsere Sorge, daß unsere englischen WM-Gäste hitlermäßig nicht auf ihre Kosten kommen und den alten Freund vermissen könnten, eigentlich unbegründet ist. Die Briten sind ein erfahrenes Volk und seit der Sklavenzeit gewohnt, sich die Leute, die sie für ihre Zwecke benötigen, selbst zu besorgen. Ein englischer Reporter hat seinen Hitler beispielsweise in einem Ordnungshüter des FC Chemnitz entdeckt, der Abträgliches über afrikanische Drogenhändler von sich gab, was den Korrespondenten zu der Überschrift „The World Cup Nazis“ inspirierte. Sehen Sie, wozu Umstände machen!

> Ein Brite hat den deutschen Humor entdeckt – aber wie? Gibt es ein Loch im Atlantikwall?

Ein Londoner Massenblatt fand heraus, daß nicht Helmut Schön, Franz Beckenbauer oder gar der Klinsi die deutsche Mannschaft geformt haben, sondern Hitler selbst. Das deutsche Spiel erkenne man an „Kampf, Stärke und daß sie nie aufgeben – ein Stil, der schon unter Hitler geprägt wurde“, erläutert die „Sun“. Schande über Guido Knopp, daß er uns zwar alles bis zum Dreck unter Führers Fingernägeln vorgeführt, die Bilder vom kickenden Gröfaz aber verheimlicht hat.

Das muß man ihnen eben lassen, den Briten, im Erforschen unbekannter Welten sind sie nicht schlecht. „Erforschen“ ist ein schönes Wort, manchmal möchte man es lieber „Spionieren“ nennen. Der angelsächsischer Komödienstar Stewart Lee hat sich für den „Guardian“ auf die Suche nach dem bislang vor den Briten gut verborgenen deutschen Humor begeben und behauptet frech, ihn tatsächlich gefunden zu haben. Es gibt ein Loch im Atlantikwall!

Die Briten hätten sich ja immer gewundert, daß es ein Volk wie die Deutschen geben soll, daß völlig ohne Humor auskomme. Man erzähle sich, so Lee, die kleine Geschichte vom „deutschen Kind“: Es war einmal ein britisches Pärchen, das bekam einen Sohn. Nach der Geburt untersuchte es der Arzt und erklärte den erleichterten Eltern, daß mit dem Balg alles zum Besten stehe, abgesehen von der Tatsache, daß er deutsch sei. Das störte das Paar wenig. Sie zogen ihr Kind groß, es lernte laufen, schlief und aß normal und trug selbstredend Lederhosen. Nur eines tat es nie: sprechen. Da trugen es die besorgten Eltern wieder zum Arzt, der es erneut gründlich untersuchte. Diagnose: kerngesund. Das mit mit dem Sprechen komme wahrscheinlich bloß später.

Der Junge wurde älter, lernte Lesen und Rechnen und alles andere, sagte aber weiterhin kein Wort. Eines Tages nun brachte die Mutter dem mittlerweile 17jährigen eine Tomatensuppe in die Stube. Kurz darauf erschien der in der Küche und sagte der völlig verblüfften Frau: „Mami, die Suppe ist ein bißchen lau!“ Die Mutter des deutschen Kindes war vom Donner gerührt: „All die Jahre haben wir angenommen, du könntest gar nicht sprechen. Und jetzt scheint es, daß du's die ganze Zeit gekonnt hast!“ rief sie aus. „Warum hast du nie was gesagt?“ „Weil bis jetzt alles zufriedenstellend war.“

Nichts beleuchte die Auffassung der Briten von den Deutschen besser als dieses kleine Märchen, meint Stewart Lee: Dermaßen „rücksichtslos rational“, daß Humor keinen Boden habe. Der Brite will nun aber herausgefunden haben, daß deutscher Humor doch existiere, nur daß die Briten ihn eben nicht verstünden, weil er – halten Sie sich fest – in deutscher statt in englischer Sprache ausgedrückt werde.

Sind wir nun so großartig oder die Briten so beschränkt, daß sie außer uns kein weiteres nichtenglischsparchiges Volk der Welt mehr zur Kenntnis nehmen? Denn über die Humorlosigkeit der Franzosen, Polen oder Albaner ist auf der Insel nie etwas zu lesen. Andererseits ist Hitler in den britischen Medien ja derart quicklebendig, daß die Mehrzahl dort davon ausgehen könnte, daß er den Krieg gewonnen hat und auf dem Kontinent nun alle Deutsch sprechen. Das würde die Sache erklären. Quertreiber, die behaupten, Britannien sei siegreich gewesen, sind schnell zu widerlegen mit dem Hinweis auf das weitere Schicksal des Empires nach 1945 – hat sich bis auf ein paar Fetzen alles in Luft aufgelöst. Siegern passiert sowas nicht.

Die plausibelste Begründung für das Nichtverstehen des deutschen Humors durch die Briten ist indes: Er ist ihnen schlichtweg zu hoch, wie ausgerechnet ihre eigene Geschichte vom „deutschen Kind“ hintersinnig durchblicken läßt. Welcher billige englische Possenreißer bringt es schon fertig, eine einzige Pointe 17 Jahre lang vorzubereiten?

Guter Stil braucht eben Zeit. Eilig zusammengeklöppelte Witze scheitern beim Publikum manchmal jämmerlich. Entsetzlich das Gefühl, wenn man auf der Bühne steht und statt des erhofften Gelächters einen nur versteinerte Mienen anstarren. Routiniers leiten dann sofort zum nächsten Punkt über, Schwamm drüber und schnell versenken. Bös dran sind die Dilettanten, die den untergegangenen Kalauer in leicht variierter Form wieder und wieder hochwürgen in der aussichtslosen Hoffnung, etwas anders vorgetragen könnte er ja doch noch zünden.

Stümper müssen das aber machen, weil ihr Repertoire begrenzt ist. Sie können auf keine ihrer flauen Einlagen verzichten, weil sonst aufflöge, daß ihnen in Wahrheit so gut wie gar nichts einfällt. Wie der Berliner Komödiantentruppe, die ihren aus lauter Resten in wenigen Tagen zusammengefegten Sketch „Hartz IV“ auf Biegen und Brechen zu retten versucht, obwohl der letzte im Saal begriffen hat, daß das atemlose Gefummel die unvermeidliche Blamage nur noch fürchterlicher ausgehen lassen wird.

ZITATE

*Die „Pommersche Zeitung“ vom 27. Mai wundert sich über die **Untätigkeit der EU** angesichts der **Regierungsbeteiligung** zweier offen **extremistischer Parteien in Polen** und kritisiert mit Hinblick auf das Kesseltreiben gegen Österreich vor sechs Jahren:*

„Es ist unerträglich, wie die europäischen Regierungen mit zweierlei Maß messen ... Auch EU-Mitglieder dürfen sich aus der europäischen Wertegemeinschaft nicht verabschieden. Milliardenzahlungen aus der EU-Kasse an Staaten mit einer von Extremisten getragenen Regierung sind völlig unverständlich.“

*Die „Welt“ vom 30. Mai sieht den **DGB** nach dem jüngsten Gewerkschaftskongreß ebenso **untergehen** wie einst die **DDR**:*

„In Gestalt des PDS-Linkspartei-Funktionärs Lafontaine reichten auch Teile der alten SED den Westgewerkschaften ihre – seit dem 17. Juni 1953 – blutigen Hände. Der DGB nahm jubelnd an. Das Leben wird dies bestrafen.“

*Die „Berliner Morgenpost“ vom 29. Mai untersucht, warum **polnische Reiseveranstalter** potentielle deutsche Touristen in der Hauptstadt neuerdings mit Städtenamen wie **Breslau und Posen** statt „Wroclaw“ und „Posznan“ umwerben:*

„Offenbar handelt man nach der Devise ‚Von Königsberg lernen, heißt deutsche Touristen werben‘. Die jetzt russische Stadt im ehemaligen Ostpreußen nennt hierzulande ja schon lange keiner mehr ‚Kaliningrad‘. Wer Königsberg sagt, der träumt einen vagen Traum vom deutsch-russischen Händedruck über dem Grab von Kant.“

*Gern **reden sich** deutsche Politiker mit dem Hinweis auf zwingende **„Europäische Richtlinien“ heraus**, wenn sie für unpopuläre Gesetze gescholten werden. Dem hält die „Frankfurter Allgemeine“ vom 26. Mai entgegen:*

„Diese (europäischen) Rechtsakte stehen am vorläufigen Ende eines langwierigen Verfahrens, das nicht nur von der EU-Kommission, sondern auch von den nationalen Regierungen ausgeht. Letztere wollen oft auf dem Umweg über Brüssel Regelungen durchsetzen, für die es zu Hause nicht wirklich eine Mehrheit gibt. Und damit haben sie Erfolg.“

Der Bär ist los

Daß Bären völlig harmlos sind,
falls richtig aufgebunden,
weiß heute schon ein jedes Kind,
dem Gummibärchen munden.

Nur weiß es ebenso der Bär?
In Österreich und Bayern
mißtraut man dem Gelaber sehr,
das Bärenfreunde leiern!

Der Bär ist los auch in Berlin,
wo alle Bahnhof hören,
der teurer war, als einst es schien,
und kaum wen scheint's zu stören.

Gewiß, der Wappenbär ist zahm,
der Pleitegeier aber
wirkt ganz und gar nicht
flügellahm –
doch Schluß, sonst wird's makaber.

Pannonicus